

Zeitschrift: Jahrbuch für schweizerische Geschichte
Band: 23 (1898)

Artikel: Der Durchmarsch der Alliierten durch Basel
Autor: Burckhardt-Finsler, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER
DURCHMARSCH DER ALLIIERTEN
DURCH BASEL.

VON
ALBERT BURCKHARDT-FINSLER.



Leere Seite
Blank page
Page vide

Der Durchmarsch der alliirten Armeen durch die Schweiz, der mit der denkwürdigen Kapitulation von Basel am 20. Dezember 1813 seinen Anfang nimmt, und die damit verbundene Missachtung der schweizerischen Neutralität sind Ereignisse, welche für die ganze Schweiz sowohl, als für die Stadt Basel so weit aussehende Folgen gehabt haben, dass es trotz manchem, was schon darüber geschrieben worden ist, doch erlaubt sein dürfte, noch einmal darauf zurückzukommen und hauptsächlich eine Reihe von Einzelheiten, welche speziell Basel betreffen, in Erinnerung zu bringen.

Ich glaube dies um so eher thun zu dürfen, als mir wenigstens für einen Teil der Arbeit Aufzeichnungen von Carl Vischer-Merian selig zur Verfügung stehen, die derselbe kurz vor seinem Tode mir übergeben hat. Er hat diese Angaben Familienpapieren seiner Vorfahren entnommen, und es sollen dieselben so viel als möglich wörtlich wiedergegeben werden.

Es ist nicht meine Absicht, die historische Bedeutung des Durchmarsches im allgemeinen und dessen Folgen zu besprechen. Nur mit zwei Sätzen möchte ich darauf hinweisen, dass diese Vergewaltigung unsres Landes allerdings dem Drucke ein Ende gemacht hat, welcher auf ihm von seiten Frankreichs

Anmerkung. Diese Abhandlung ist die weitere Ausführung des vom Verfasser am 19. September 1895 vor der Versammlung der Gesellschaft in Basel gehaltenen Vortrages.

lastete, dass aber damit eine Abhängigkeit von den alliierten Mächten verbunden war, welche für die innere und die äusserer Entwicklung des Landes verhängnisvoll geworden ist. Die Ersetzung der zugegebenermassen nicht in allen Punkten vollkommenen Mediationsverfassung durch die Bundesakte, die neue Herrschaft derjenigen Elemente, denen auch die grossen und segensvollen Errungenschaften der französischen Revolution ein Greuel gewesen sind, die Revision der Kantonsverfassungen in reaktionärem Sinn und Geist, wobei das Prinzip der Gleichberechtigung aller Landesteile zu Gunsten der Städte preisgegeben wurde, alles dies sind Dinge, welche mit dem Einmarsch der Alliierten im engsten Zusammenhange stehen, welche der Eidgenossenschaft ihre innere Entwicklung, sowie ihre Stellung nach aussen für längere Zeit verkümmert und welche speziell Basel den grössten Schaden verursacht haben, indem die Wirren der Dreissigerjahre zum guten Teil als eine Folge jener durch das alliierte Ausland unterstützten retrograden Bewegung anzusehen sind.

Auch die Frage möchte ich hier auf sich beruhen lassen, ob die schweizerische Neutralität im Dezember 1813 hätte können siegreich behauptet werden; es genüge der Hinweis auf die neuesten Darstellungen Hiltys im politischen Jahrbuch Bd. 1, Onckens in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd. 10 und Paul Schweizers in seiner Geschichte der schweizerischen Neutralität. Die Hinweisungen, die an den angeführten Orten in Bezug auf die aristokratischen Agenten im Hauptquartier der Alliierten sich vorfinden, scheinen mir am deutlichsten zu beweisen, wer neben den deutschen und österreichischen Generalen, denen aus strategischen Gründen die Verletzung der Neutralität höchst erwünscht sein musste, die eigentlichen Schuldigen in dieser Angelegenheit gewesen sind. Ich beschränke mich darauf, einen Brief wiederzugeben, welchen in Basel am 18. Dezember Geniehauptmann Carl von Bonstetten an seinen Vater Oberamtmann von Bonstetten nach Signau geschrieben hat, auf den auch Schweizer, pag. 1031, hinweist. Dieses Schreiben lautet: «Mein

letzter ziemlich reichhaltiger Brief wird Ihnen, lieber Papa, hoffentlich zugekommen sein. Seitdem sind wir dem entscheidenden Augenblicke immer näher gekommen, und ich müsste mich sehr irren, wenn nicht in wenigen Tagen sich unser Schicksal entscheiden sollte. Die alliierten Truppen häufen sich in unserer Nähe immer mehr an, und die Rüstungen der Kommandierenden lassen auch nicht den kleinsten Glauben an unsre Neutralität zu. Unsre Stellung hier ist kritisch und böse. Herrenschwand, ein geschworener Franzosenfeind, giebt gerne ein günstiges Gehör den schmeichelnden und schönklingenden Einflüsterungen des alliierten Emissärs; auf der andern Seite ruft ihn die Ehre zu seinem Eide, zu seiner Pflicht zurück, und so schwimmt er, wie wir alle mit ihm, in einem Meere von Zweifeln und schwankenden Entschlüssen. Gestern war Oberst Gatschet hier; er kam aus dem grossen alliierten Hauptquartier und forderte Herrenschwand auf, sich zurückzuziehen mit seiner Division und den Alliierten den Durchpass ohne Widerstand zu gestatten. Auch gab er vor, den Befehl, dass sich die alte Regierung in Bern wieder konstituieren sollte, bei sich zu haben. Herrenschwand schickte sogleich Oberstlieutenant May von Schöffland als Courier zum General, um Verhaltungsbefehle einzuholen; dieser ist aber noch nicht zurück, daher ich Ihnen das Resultat nicht melden kann.

«Je mehr ich die ganze Sache in ihrem wahren Lichte betrachte, je mehr ich den Gang derselben kennen lerne, je tiefer ich in dieselbe eindringe, desto deutlicher sehe ich, desto inniger bin ich überzeugt, dass mit Energie und Kraftmassregeln die Schweiz hätte gerettet werden können. So aber bei der gegenwärtigen Lage der Dinge werden wir durch die ausschweifende Leidenschaft vieler und durch den zügellosen Ehrgeiz Einzelner in einen schauerhaften Abgrund gestürzt. Die Alliierten wollen uns wohl und sind weit entfernt uns feindlich zu behandeln oder in die Schweiz zu dringen, so lange das gedemütigte Frankreich unsre Neutralität anerkennt. Aber von Schweizern aus den ersten Geschlechtern dazu aufgefordert,

die ihre Worte für die Stimme der ganzen Nation ausgeben, wären sie ja Thoren, wenn sie diesen Zuwachs von Kräften verachten und ausschlagen wollten. Der Rheinübergang soll an fünf Orten stattfinden: alles ist dazu bereit. Der Franzosen schwarze Stunde hat geschlagen. Frankreich ist noch nicht gefallen, seine Mittel sind noch gross; aber die Blüte der Nation ist gemordet, und alles Vertrauen in ihre Kräfte und ihren Anführer ist dahin.

«Die Alliierten führen mit ihren gemässigten Proklamationen und Äusserungen einen gefährlichen Krieg, der vielleicht von gefährlicheren Folgen ist, als zehn gewonnene Schlachten.

«Meine herzlichsten Empfehlungen zu Hause von ihrem ganz gehorsamen C. v. B.

«August grüsst und lebt wohl. Ich brauche Sie nicht zu bitten, lieber Papa, meine Briefe niemand zu zeigen. Diese Ansichten dürften in Bern bald Contrebande werden, und item will man auch leben».

In Betreff des Obersten von Herrenschwand möchte ein abschliessendes Urteil noch etwas verfrüht sein; doch gehört hieher auch noch die Aussage des englischen Generals Wilson, welcher Ende Juli 1814 Basel besuchte, und während einer Mahlzeit bei Frau Deputat Zäslin vor mehreren angesehenen Baslern erklärte, der Einmarsch der Alliierten habe England 100,000 L. St. gekostet, welche Summe unter mehrere Berner Partikularen und Truppenchefs verteilt worden sei. Diese Erklärung führte zu einer genauen Untersuchung; Bern wollte die Verdächtigung nicht auf sich sitzen lassen und publizierte sämtliche diesbezüglichen Aktenstücke. Wenn man aber dieselben unbefangen liest, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass etwas Wahres an der Sache muss gewesen sein, wenn es auch der englischen Regierung recht unbequem war, dass einer ihrer Generale so unbefugt aus der Schule geschwätzt hatte. Diese ganze Verhandlung hat wesentlich dazu beigetragen, das ohnehin schon unfreundliche Verhältnis zwischen Bern und Basel noch mehr zu spannen, eine That-

sache, welche sich durch die ganze Restaurationszeit hindurch bemerkbar macht. Dass übrigens in Basel Oberst Herrenschwand, «Herrverschwand», wie ihn der Volkswitz nannte, nicht gut angeschrieben war, ist eine allbekannte Thatsache, und auch die Verteidigungsschrift ist nicht imstande, jeglichen Zweifel zu heben. Zum mindesten darf betont werden, dass die Kapitulation leichthin abgeschlossen worden ist, und dass es der Schweiz zur grössern Ehre gereicht hätte, wenn Herrenschwand sich genau an die Instruktion vom 15. Dezember gehalten und wenigstens den Versuch gewagt hätte, die Stadt und namentlich die Rheinbrücke zu verteidigen, womit noch nicht gesagt ist, dass Basel einem Bombardement hätte müssen ausgesetzt werden, wie ja auch die erwähnte Instruktion des Generals von Wattenwyl eine solche vermeiden wollte.

In dem Folgenden soll nun darauf hingewiesen werden, wie speziell für Basel, als für den am meisten durch diesen Durchmarsch bedrohten Kanton, die Dinge sich gestaltet haben.

Der Einmarsch und die Stimmung in Basel.

Dass in Basel der Abmarsch Herrenschwands und dessen der Instruktion zuwiderlaufendes Hinterdemberghalten den Basler Behörden gegenüber — denn zum mindesten dieser Vorwurf kann ihm nicht erspart werden — bitter empfunden wurde, geht neben anderm aus zwei offiziellen Aktenstücken des Basler Rates hervor. Das eine ist das Ratsprotokoll der ausserordentlichen Sitzung vom 21. Dezember 1813, welchem ich folgende Stellen entnehme: «Ihro Weisheit der Herr Burgermeister — es war Landammann Peter Burckhardt, da der Amtsbürgermeister Heinrich Wieland damals in diplomatischer Sendung sich in Paris befand — machen eine genaue Relation über die gestern begonnenen, für unsre Lage und das ganze Vaterland so wichtigen Ereignisse, über das Einmarschieren der Koalisierten in die Schweiz, welche sich hauptsächlich dahin resumiert: Herr Oberst Herrenschwand habe gestern (d. h. am

20. Dezember) bei gewechselten Besuchen Besorgnisse geäußert, die Alliierten möchten mit kurzem den Rheinübergang versuchen, und durch die Schweiz ziehen, allein ohngeacht im Publico schon die Rede gieng, der Oberst habe bereits kapituliert, immer noch nichts Bestimmtes hierüber wissen wollen; erst spät am Abend habe derselbe eine Note des Herrn Feldmarschall-Lieutenants, Herr Grafen von Bubna, d. d. Lörrach, 20. Dezember, eingesandt, worin er anzeigt, er werde in der nämlichen Nacht mit der Avantgarde der grossen alliierten Armee den Rhein passieren. Ihro Weisheiten die Herren Häupter — an Stelle Wielands amte als Statthalter Abel Merian —, welche vorher schon die Herren Staatsräte Stähelin und Stehlin in Beratung gezogen, liessen hierauf sogleich den Kriegsrat zusammenberufen, welcher dann von acht Uhr bis heute früh nach drei Uhr versammelt blieb. Herr Oberst von Herrenschiwand erklärte auch dem an ihn Kommittierten, alle hier befindlichen eidgenössischen Truppen würden in der Nacht um elf Uhr Basel verlassen, unser Kontingent aber, so in Augst, Pratteln und Muttenz kantoniert war, hieher kommen; jedes Kontingent kehrt in seine Heimat zurück, höre auf, in eidgenössischem Dienst zu stehen, sondern werde der Disposition seiner resp. Kantonsregierung übergeben; rücksichtlich der Kapitulation, die er mündlich mit dem Herrn Generalen von Bubna zu verabreden nötig erachtet, habe er den Herrn Stabadjutant Fischer nach Lörrach gesandt, um die gegenseitige Unterzeichnung zu besorgen». Sodann folgt die Schilderung, wie nach elf Uhr alle Hilfstruppen mit Sack und Pack abmarschiert sind und das Basler Kontingent angelangt ist. «Alles Nachfragen bei dem Herrn Oberst über den Inhalt der Kapitulation seye fruchtlos geblieben, indem, wie er nachher im Kriegsrat selbst versichert, der Drang der Umstände nicht einmal gestattet, von den Propositionen eine Abschrift zu erhalten». Erst um zwei Uhr kehrte Fischer von Lörrach zurück und legte dem Kriegsrat die Kapitulation vor, laut welcher die Schweizertruppen mit Kriegsehren, Waffen und Bagage freien

Abzug erhalten sollten. Ihnen, sowie den noch zurückbleibenden Kranken wurde gesicherte Heimkehr versprochen. Ferner erhielt Basel die Zusicherung, dass es gegen Unternehmungen von Seiten der Franzosen möglichst geschützt werden sollte. Dagegen müssten von zwei Uhr an die Stadthore geöffnet sein, damit die österreichischen Truppen unter dem Generalmajor Prinz von Koburg einmarschieren könnten. Stabsadjutant Fischer rühmte noch die wohlwollenden Äusserungen der österreichischen Generale und teilte mit, dass nur etwa zwei bis drei Bataillone in der Stadt bleiben würden. Im übrigen hatte er auf eine mitgebrachte Proklamation des Fürsten Schwarzenberg zu verweisen, welche vom 21. Dezember datiert war und noch während der Nacht in Basel gedruckt und unter die Bevölkerung verteilt werden sollte. Man fasste nun im Rate den Entschluss, die Herren Oberst Ehinger, Stadtpräsident Von der Mühl und Oberstlieutenant Merian sollen dem Prinzen von Koburg bis an das Thor entgegengehen, «ihn zu complimentieren» und ihm die von Herrenschwand unterzeichnete Kapitulation zu überreichen. Allein diese Deputation musste bis um neun Uhr morgens am Thor warten; denn erst um diese Zeit erschienen die ersten alliierten Truppen unter Anführung des Fürsten von Lichtenstein, welcher nach dem Gasthof zu den drei Königen geleitet werden wollte, einen Teil der Truppen defilieren liess und dann mit dem unterdessen ebenfalls angekommenen Prinzen von Koburg ein Frühstück annahm. Schon vorher hatte sich auf dem Rathaus der Staatsrat von Basel versammelt, welcher nun aus seiner Mitte Abel Merian, Dreierherr Stähelin und Oberst Ehinger zu den beiden Fürsten abordnete, um weiteres von denselben zu vernehmen. Auch diese erhielten die verbindlichsten Zusicherungen mit dem Bescheid, dass Lichtenstein und Koburg noch während des Nachmittags abreisen würden, dass ferner als kommandierender General Graf von Gyulai hier bleiben und auch Fürst Schwarzenberg bald ankommen werde. «Während dieser Sitzung des Staatsrates zogen fortlaufend Regimenter von allen Waffen beim Rathaus vorbei, um sich nach

dem westlichen Teil der Schweiz zu ziehen, und andere passierten durchs Spalenthor den französischen Grenzen zu ».

Rasch mussten nun die nötigen Anordnungen getroffen werden. Den Statthaltern zu Liestal und Waldenburg wurde Bericht über das Geschehene geschickt und dieselben aufgefordert, Verpflegungskommissionen zu errichten, welche auch die Komptabilität über die Lieferungen zu führen hatten. Sodann sollte der Kommandant des Stadtbataillons, Oberstlieutenant Lichtenhahn, an jeden der genannten Orte einen Offizier senden, der den Statthaltern bei der Einquartierung behilflich wäre. Endlich wurden Ratsdeputationen ernannt, die den Grafen Gyulai und den Fürsten Schwarzenberg zu bewillkommen hatten. Nach Paris aber hatte man schon in der Nacht, da man fürchtete, am andern Tage der Thore nicht mehr Meister zu sein, den Kanzlisten Battier abgesandt, damit er dem abwesenden Standeshaupten Heinrich Wieland das Vorgefallene berichte und ihm ein diesbezügliches Regierungsschreiben überreiche, das in der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember abgefasst worden war. In demselben werden wiederum die gewundenen Erklärungen Herrenschwands vom 20. betont, so dass man endlich spät genug in der Nacht die Kapitulation erfuhr. «Wir stehen also auf dem Punkt — so heisst es wörtlich in dem Schreiben — was wir gestern noch nicht zu vermuten wagten, augenblicklich von unsern eidgenössischen Hilfstruppen verlassen zu werden, unsre Stadt, unsern Kanton, vielleicht noch ehe der Tag anbricht, mit fremden Heerscharen überschwemmt zu sehen, und stehen nun allein da, besorgt für das Wohl der Unsrigen, dem wir unsre ganze Aufmerksamkeit in versammeltem Kriegsrat zu schenken bemüht sind. Dies ist die faktische Erzählung der Ereignisse, die sich so dringend unserer gehofften neutralen Existenz bemeistert und unsre Lage so beänstigend gemacht haben; wir beschränken uns auf diese Relation, die übrigens der Überbringer dies noch mündlich zu ergänzen im Fall seyn wird, und enthalten uns jeder Äusserung über das Benehmen

und die Verfahrungsweise der handelnden Teile, die E. W. Klugheit ohnehin gewiss nicht aus dem Ganzen entgehen kann.»

Dieses Schreiben giebt der vollkommen berechtigten Aufregung und Besorgniss, die damals zu Basel sowohl bei den Behörden, als bei der Bevölkerung vorhanden war, sprechenden Ausdruck, und wir können uns kaum vorstellen, dass die Schwarzenbergische Proklamation an die Bewohner der Schweiz, welche nun in Menge im Kanton Basel von Regierungswegen verbreitet wurde, viel dazu beigetragen habe, die Gemüther zu beruhigen: war doch deren Inhalt zum Teil gerade gegen diejenige politische Anschauung gerichtet, welche in Basel besonders verbreitet war, und als deren vorzügliche Vertreter Männer wie Landammann Burckhardt und besonders Heinrich Wieland gelten konnten. Lassen wir die Proklamation selbst sprechen, indem wir folgende Stellen wörtlich anführen: «Diese Erklärung wird Euch beweisen, in welchen Gesinnungen Ihr — d. h. der Monarchen — Entschluss gefasst worden ist, wie rechtmässig die Bewegungsgründe Ihres Verfahrens, wie rein und lauter Ihre Absichten sind. Ich setze mit voller Zuversicht voraus, dass unser Eintritt in die Schweiz, unter denen, welche das wahre Interesse des Landes zu erkennen und zu beherzigen wissen, unter allen Freunden der alten Unabhängigkeit, des alten Ruhmes und Wohlstandes, der alten von aller Welt geachteten und geehrten Föderativverfassung der Schweiz die aufrichtigste Freude verbreiten wird Bestimmten Widerwillen besorge ich nur von jenen, die ausgeartet oder verblendet genug sind, die Aufrechthaltung der französischen Oberherrschaft dem Wohl ihrer Mitbürger vorzuziehen; und Unzufriedenheit oder Lauigkeit allenfalls von solchen, die bey sonst rechtlichen Gesinnungen den Einmarsch einer fremden Armee in ihr Land als das grösste der Übel betrachten». Schwarzenberg meint dann, die erstgenannten Franzosenfreunde werden in einem Zeitpunkt, «wo kein fremdes Gebot, kein fremder Druck die freie Volksstimme mehr fesseln wird, wenig Anhänger finden», und den andern mutet er zu,

zu erwägen, dass augenblickliche Opfer bald verschmerzt sind, wenn die Erhaltung der höchsten Güter einer Nation, «wenn eine freye und glückliche Zukunft der Preis ist». Endlich werden strenge Disziplin und pünktliche Vergütung der zu leistenden Verpflegungs- und Transport-Mittel versprochen und nicht ohne Pathos wird geschlossen:

«Als Freunde Eures Landes, Eures Nahmens, Eurer Rechte, kehren wir bey Euch ein; als solche wollen wir, von Eurem guten Willen und Eurer Mitwirkung überzeugt, unter allen Umständen zu Werke gehen; als solche hoffen wir, von Eurem Dank und Euren Segenswünschen begleitet, Euer Land wieder zu verlassen, wenn das grosse Ziel, wonach wir streben, erreicht, und zugleich mit Eurer Freyheit und Eurem Glück der Friede der Welt gesichert seyn wird».

Auch der an die Soldaten gerichtete, aus dem Hauptquartier in Lörrach, wo die alte Hirschenwirtin noch lange zu erzählen wusste, sie habe einen ganzen Saal voll österreichischer Generale gehabt, vom 21. datierte Tagesbefehl beginnt mit den Worten: «Wir betreten das schweizerische Gebiet; als Freunde und Befreier erscheinen wir in diesem Lande. Euer Betragen wird diesem Verhältnis angemessen sein». Auch dieses Schriftstück, in welchem dann noch ausführlicher den Österreichern Schonung der Schweiz und ihrer Bewohner anempfohlen wird, liess die Regierung von Basel besonders drucken und zur Beruhigung der Angehörigen allenthalben bekannt machen. Was soll man von dieser Sprache des Oberbefehlshabers der verbündeten Hauptarmee denken? Sie widerspricht der Auffassung der ganzen damaligen offiziellen Schweiz, welche durch Neutralitätserklärung, Aufstellung von Truppen — allerdings in ungenügender Menge —, durch zwei Gesandtschaften auf das deutlichste bewiesen hatte, dass sie diese sonderbaren Befreier nicht auf ihrem Boden haben wolle; sie widerspricht der Gesinnung der Mehrheit des Schweizervolkes, welches sich die allerdings von Napoleon gegebene Mediationsverfassung mit der ausgesprochenen Rechtsgleichheit

lieber gefallen liess, als die Reaktion zu den Zuständen des XVIII. Jahrhunderts; sie widerspricht vor allem den Anschauungen der liberalen Stände, an deren Spitze Basel damals stand; sie entspricht nur den Wünschen und Neigungen jener aristokratischen Sendboten, welche das Hauptquartier von Frankfurt bis Freiburg i. Br. und Lörrach begleitet hatten, deren Anschauungen sehr mit denjenigen Metternichs übereinstimmten und den österreichischen Strategen so bequem waren für die Durchsetzung ihres Vergewaltigungsplanes der Schweiz gegenüber.

Auch Landammann Hans von Reinhard, dem es während dieser wichtigen Tage an der nötigen Energie und der nötigen Unbefangenheit in Betreff seiner künftigen Stellung gefehlt hat, war durch diesen Gang der Dinge sehr betroffen. In seinem um Mitternacht des 20. Dezembers abgefassten Kreisreiben beklagt er sich unzweideutig über das Vorgehen der Alliierten, welche den offiziellen eidgenössischen Gesandten keine Antwort erteilten und nun das schweizerische Territorium mit einer zahlreichen Armee betreten, «gegen die jeder Widerstand von Seiten unseres eidgenössischen Truppenkorps mit aller Aufopferung nichts auszurichten vermöchte». Auch er erkennt übrigens den innern Zusammenhang der Dinge, wenn er im zweiten Teile seines Schreibens der Auftritte in Bern Erwähnung thut, «die ebenso kränkend für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, als um ihrer weit aussehenden Folgen willen bedenklich sind».

Nachdem Reinhard die Kantone zur Beschickung der eidgenössischen Tagsatzung nach Zürich aufgefordert hat, bekennt er: «So wenig der Landammann imstand ist, den eidgenössischen Kantonen irgend ein Aktenstück vor Augen zu legen, welches über die Gründe dieses unerwarteten militärischen und politischen Verfahrens der alliierten Mächte gegen die friedliche Schweiz einiges Licht verbreiten könnte, ebenso offenbar liegt auch die Unmöglichkeit am Tage, eine Anleitung zur Instruktion für die Tagsatzung zu entwerfen».

Des weitern langte nun auch eine ausführliche Auseinandersetzung des Generals von Wattenwyl an, dem es in dem verdoppelten Drang der Geschäfte unmöglich war, die Basler Regierung derart mit der Lage der Dinge bekannt zu machen, wie er es gewünscht hätte. Und nachdem er auf das Genaueste den Gang der Verhandlungen und der Ereignisse dargestellt hat, kommt er schliesslich zu folgender Erklärung: «Ich befand mich nun, hochgeachtete Herren, in die höchst bedenkliche Lage versetzt, in Zeit einer Stunde einen Entschluss über die wichtige Frage zu nehmen, ob mit der unter meinen Befehlen stehenden und eine Strecke von acht Stunden besetzenden geringen Zahl von Truppen einer mehr als zehnfachen Übermacht Widerstand geleistet werden solle, oder ob unnützes Blutvergiessen vermieden und dem gesamten Land dadurch Schonung zugesichert werden solle. Ich glaubte meiner Pflicht gemäss und als Ehrenmann zu handeln, den letztern Entschluss zu nehmen, und demnach nahm ich über mich, höherer Macht zu weichen und den Rückzug anzuordnen. Zugleich aber liess ich durch meinen Flügeladjutanten an den kaiserlichen Obergeneral Fürsten von Schwarzenberg eine schriftliche Protestation gegen das Eindringen auf dem neutralen Schweizerboden abgehen».

Und endlich sagt Wattenwyl am Schlusse seines Schreibens: «Die Tagesereignisse sind so kummervoll und betrübend, dass ich die Empfindungen meines Herzens verschweige. Ja, trauern muss ich mit jedem redlichen Schweyzer, dass die Neutralität unsres vaterländischen Bodens nicht anerkannt worden ist».

Dies die Worte des Mannes, der wie kaum einer das Zutrauen des Landes verdient hat und der ebenfalls ganz genau davon unterrichtet war, wie speziell von seinen Standesgenossen gegen die Aufrechterhaltung der schweizerischen Neutralität gearbeitet worden war.

In den regierenden Kreisen Basels beruhigte man sich einigermaßen mit diesen Zusicherungen Wattenwyls; wenigstens enthielt das Rückäusserungsschreiben vom 25. Dezember 1813 die be-

merkwürdige Stelle: «Wir fühlen mit Ihnen, Hochwohlgebohrener Herr General, wie schmerzhaft es Ihnen und jedem Schweizer sein musste, die genährte Hoffnung der Anerkennung der Neutralität unseres vaterländischen Bodens schwinden zu sehen. Allein, wenn wir berücksichtigen müssen, dass die Verhältnisse es der Schweiz zur Unmöglichkeit machten, die angekündigte Neutralität gegen den unwiderruflichen Entschluss der mächtigen verbündeten Fürsten zu handhaben, so können wir dem für das allgemeine Wohl so besorgten Verfahren Eurer Excellenz unsern Beyfall nicht versagen und werden auch bey dieser gefährlichen Laage unseres Vaterlandes so wie immer von der besondern Achtung, die wir gegen Eure Excellenz sowohl, als gegen Hochderselben erprobte ächtsschweizerische Gesinnungen hegen, nie abweichen.»

Dass man übrigens auch im Hauptquartier die Gewaltthat, die der Schweiz gegenüber begangen wurde, als solche empfand, beweist die ausführliche Rechtfertigung, welche am 21. Dezember von Freiburg aus erlassen wurde. In derselben wird die schweizerische Neutralitätserklärung einer scharfen Kritik unterzogen und die Mediationsverfassung in übertriebener Weise schlecht gemacht. Fast komisch berührt es uns, wenn dieses Elaborat der österreichischen Diplomatie von unserem Lande rühmt, dass es viele Jahrhunderte hindurch in ursprünglicher Reinheit und Schönheit, eine Zierde Europas, geblüht habe, und wenn dasselbe Schriftstück bedauert, dass Frankreich die Eidgenossenschaft ihrer «westlichen und südlichen Grenzprovinzen», also auch des Veltlins, beraubt habe.

Übrigens hatten die Basler Räte, wie das Volk, in jenen so ereignisreichen Tagen nicht lange Zeit, sich ihren Reflexionen über das Geschehene hinzugeben; denn vor allem musste gehandelt werden, und zwar mit aller Energie. Das Zeugnis aber muss Basel ausgestellt werden, dass es, nun einzig und allein auf sich angewiesen, mit Erfolg die schwierige Aufgabe gelöst hat. Wenn man bedenkt, dass Basel damals ein Gemeinwesen von 15,000 Einwohnern gewesen ist, dass seit Jahrhunderten

kein solcher Menschenandrang hier stattgefunden hat, dass die Bürger, wenn man schon in den beiden letzten Jahrzehnten etwa einmal Truppen hatte beherbergen müssen, doch für die Unterbringung einer so gewaltigen Armee durchaus nicht eingerichtet waren, dass aus den beiden Gebieten, welche Basel verproviantierten, aus dem Elsass und dem Markgrafenland, die Zufuhr stockte, und dass zu alledem die innere Gestaltung des Vaterlandes, infolge der an mehreren aristokratischen Orten sich vollziehenden Contrerevolutionen, eine mehr als unsichere war, so erhält man einen Begriff von der Grösse der Aufgabe, welche Basel in jenen Tagen zu erfüllen hatte.

Die allgemeine Lage der Stadt kennzeichnet sich am besten in den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, des Magisters Munzinger, dessen Chronik auf der Universitätsbibliothek aufbewahrt wird. Nachdem er den Einmarsch der 80,000 Mann am 21. Dezember geschildert, nachdem er die Einquartierung von 200,000 Mann erwähnt hat und auf die unruhige Weihnachtsfeier, bei welcher die Kommunion musste eingestellt werden, aufmerksam gemacht hat, fährt er fort: «Nunmehr glich Basel vollkommen einer belagerten Stadt; die Strassen waren immer dicht mit Soldaten besetzt; das gieng immer auf und zu mit Ein- und Abmarschieren, Aus- und Einquartieren von Leuten, mit allen Farben und von allen Nationen, preussischen, österreichischen und russischen Unterthanen von allen Kreuzecken und Enden, deren Sprache kein Mensch verstand. So viele Leute auf dem Einquartierungsbureau beschäftigt waren, so hatten sie doch bis in die späte Nacht alle Hände voll zu thun, Sonntag wie Werktag. Auch wurde das Hauptquartier hieher verlegt, von wo die Kriegsoperationen ausgingen; niemand hatte jetzt hier 'was zu befehlen, als der österreichische Platzkommandant und die Chefs der Alliierten; von hiesigen Polizeianstalten war nun vollends keine Rede mehr; das Militär spielte jetzt den Meister. Wann Soldaten angesagt wurden, so mussten sie untergebracht werden, sie mochten nun Platz haben oder nicht — da halfen keine Gegen-

vorstellungen. Am Weihnachts- oder Neujahrsabend spät in der Nacht sollten noch 200 Szeklerhusaren in das Steinenquartier, das ohnehin schon seine Portion hatte, verlegt werden; diese drangen nun in die kleinsten, kaum ein paar Klafter langen Häuser samt ihren Pferden ein, nahmen samt ihrem Pferd ihr Lager in der kleinen Küche und schmissen ihr Bündel Heu neben den brennenden Herd. In jedem Hause musste die ganze Nacht eine brennende Laterne vor den Fenstern unterhalten werden; dessenungeachtet rasselten Carossen mit Vorreitern, die brennende Pechfackeln führten, wovon die Funken links und rechts stieβten durch die Strassen, dass man hätte glauben sollen, der Beelzebub und seine ganze Gevatterschaft stürmten herein. Sonst durfte man nicht einmal mit einer brennenden Tabakspfeife über die Rheinbrücke, aber jetzt mit Fackeln, wo die brennenden Pechtropfen so lange liegen, bis sie von selbst auslöschen. Wer wollte da 'was sagen, wer, wenn Kosaken ihre Hauswirte mit den Kántahren durchprügelten! Das geschah unter anderm einem bedeutenden Mann, der bei fünf Wochen das Bett hüten musste: der ist jetzt für mich bezahlt worden, ich bin von diesem Jakobiner während der Helvetik genug coujoniert worden, er hat's nun. Nur zu, Kosak! Schlag du ihm nur die Ribben ein, so sollst du Oberstlieutenant sein. Dem Vögeli-Frey würde anno 98 ein solches Traktement auch nichts geschadet haben, so wenig als dem Fassbrandfabrikant Erlacher, Pillendreher Huber, dem Speckverwalter und Konsorten. Wer wollte es hindern, wenn Offiziere die besten Zimmer im Hause für sich requirierten und den Eigentümer herausschmissen und noch obendrein die schönsten Zimmer ruinierten. So kraus und bunt ging es im Anfang her; doch liess man sich in der Folge nicht mehr so herum hunden».

Haben wir in den soeben vernommenen Zeilen die allgemeine Stimmung des Volkes vernommen, so wird es nun unsere Aufgabe sein, zu erfahren, welche Massregeln von Staatswegen getroffen worden sind, um der gewaltigen Aufgabe gerecht zu werden.

Einige Vorkehrungen des Staats- und des Kriegsrates sind schon erwähnt worden. Die Hauptsache aber war, dass für das ganze grosse Geschäft eine besondere Regierungskommission ernannt wurde, damit die ordentlichen Geschäfte des kleinen Rates wie des Staatsrates keinen Schaden litten; diese bestand aus dem regierenden Bürgermeister Heinrich Wieland, dem Statthalter Abel Merian, Oberst Hans Georg Stehlin, Dreierherr Stähelin, Ratsherr Thurneysen J. U. L. und Ratsherr J. J. Vischer. Als Stehlin nach Zürich an die Tag-satzung verreiste, wurde er durch Oberst Ehinger ersetzt. Ferner wurden später Ratsherr Raillard und Stadtpräsident Von der Mühl zugezogen. Diesen genannten Männern, deren Sitzungsprotokoll die ausführlichste Quelle für unsere Darstellung bildet, gebührt jedenfalls das Hauptverdienst, in so schwieriger Lage den Kopf und den Mut nicht verloren zu haben. Neben ihnen befand sich eine Quartierkommission und das Kriegskommissariat; auch den Kriegsrat sehen wir noch dann und wann zusammentreten und einzelne Geschäfte erledigen.

In Bezug auf die Zahl der Durchmarschierenden lässt sich eine bestimmte Angabe nicht machen, indem die Tabellen nicht diese, sondern die für die Abrechnung in Betracht fallenden Verpflegungstage aufweisen; ferner wurde wenigstens am Anfang, d. h. gerade als der Zudrang am stärksten war, keine allzugenaue Kontrolle geführt. Schon berührt wurde, dass am 21. Dezember etwa 80,000 Mann die Rheinbrücke überschritten haben; nicht viel kleiner dürfte die Zahl der Durchmarschierenden am 22. und 23. gewesen sein. An diesen Tagen mussten auch jeweilen für etwa 20,000 Mann Nachtquartiere zur Verfügung gestellt werden. Um Ordnung in das Einquartierungsgeschäft zu bringen und zugleich um dem Quartieramt seine Aufgabe einigermaßen zu erleichtern, erfolgte am 27. Februar ein Erlass des russischen Generallieutenant von Ehrtell, wonach jeder in Basel durchziehende Kommandant seinen Quartiermeister 24 Stunden vor seiner mutmasslichen Ankunft mit genauer

Angabe von Zeit und Umfang der Einquartierung hieher schicken sollte. Ferner sollte das Quartieramt nur solche Truppenkörper unterbringen, welche vom österreichischen, resp. russischen Platzkommandanten an dasselbe gewiesen sind, und endlich wird den Bürgern anempfohlen, keinen Soldaten aufzunehmen, der nicht im Besitz eines offiziellen Quartierbillets sich befindet. Allein trotz diesen erleichternden Anweisungen war die Arbeit des Quartieramtes noch immer eine sehr grosse, so dass, als genaue Quartierlisten mussten angelegt werden, dasselbe sich genötigt sah, sich zu Anfang März nach weitem Hilfskräften umzusehen, und deshalb an den Handelsstand und die Notarien um Überlassung von Schreibern gelangte. Dass es bei aller Gewissenhaftigkeit der Beamten doch mehrfach zu Klagen kam wegen der Verteilung der Einquartierung, darf bei der grossen Last, die den Bürgern zugemutet wurde, und bei der hier üblichen Raisonnielust nicht befremden.

Eine Tabelle, deren Angaben auch Wieland in seinem Neujahrsblatt von 1878 benützt hat, giebt allein für die Stadt Basel, vom 21. Dezember 1813 bis 20. Juni 1814, folgende Anzahl von Verpflegungstagen:

Generale	1,875
Oberste	5,810
Offiziere	56,332
Gemeine	654,717
Ärzte	5,263
Minister	315
Räte	1,090
Sekretäre	2,799
Frauen von Stand	2,088
Subalterne Frauen	2,673
Bediente	58,802
Total	791,764

Für die Verpflegung aller dieser Leute rechnete Basel 1,762,337 Fr., wobei der Ansatz für einen General, einen

Minister oder eine Frau von Stand 8 Fr., derjenige für einen Obersten oder einen Rat sechs, für einen Offizier vier und für einen Gemeinen zwei Franken betrug. Freilich muss hier schon erwähnt werden, dass die alliierten Mächte bei der endgiltigen Liquidation viel kleinere Summen ausbezahlten, so dass lange nicht die ganze Einbusse gedeckt wurde.

Ein anderes Verzeichnis, welches die Einquartierungstage vom 21. Dezember bis zum 30. April 1814 nach den verschiedenen Nationen zusammenstellt, weist auf: 487,602 Österreicher, 116,908 Russen, 21,442 Preussen, 63,974 Baiern und 3,194 Hessen, Württemberger, Frankfurter, Engländer, Spanier und französische Kriegsgefangene, zusammen also 693,120 Verpflegungstage. Dazu kommen noch die Einquartierungen auf der Landschaft, womit besonders der untere Bezirk, ferner Liestal und Waldenburg heimgesucht waren, während der Bezirk Sissach viel weniger in Anspruch genommen wurde. Vielfach ertönen Klagen, dass auswärtige Quartierämter Truppen, welche sie in ihren Gebieten nicht mehr unterbringen konnten, auf Basel'sches Territorium schickten; so wurden hauptsächlich Maisprach, Buus, Wintersingen, Arisdorf und Gibenach von Rheinfelden, Waldenburg von Balsthal und etwa auch Bettingen und Riehen von Inzlingen und Lörrach aus belästigt. Die betreffenden Gemeinden suchten sich natürlich diese Last vom Halse zu halten, wobei es vielfach zu ärgerlichen Auftritten kam, so dass z. B. in Maisprach laut Bericht des Statthalters von Liestal der Präsident und der Kirchmeier vor den fremden Truppen flüchten mussten. Solche Unregelmässigkeiten führten dann jeweilen zu Vorstellungen von seiten der Basler Regierung bei den benachbarten Behörden; die diesbezügliche Antwort aber lautete regelmässig dahin, man bedaure den Vorfall un-
gemein, und es solle nicht mehr vorkommen, allein im Drang der Verhältnisse und in der Not des Augenblickes habe man sich nicht anders zu helfen gewusst, womit man sich dann in Basel um so eher zufrieden geben musste, da in dieser Hinsicht etwa auch hierseitig gesündigt wurde, indem der in Augst kom-

mandierende Offizier Truppen nach Kaiseraugst zur Unterbringung instradierte. Auf der Landschaft wurden diese Geschäfte durch die Statthalter und besonders dazu ernannte Bezirkskommissäre in Verbindung mit den Gemeinderäten und eigens in die verschiedenen Dörfer abgeordnete Offiziere besorgt. Im ganzen zeigte man hier wenig Geneigtheit den fremden Truppen gegenüber, und nur mit Mühe konnten die nötigen Leute gefunden werden, welche sich den dringenden Arbeiten unterzogen. Allenthalben suchten die Beamten ihre Stellen niederzulegen und mussten vielfach durch Bitten und Drohungen des Statthalters und der Regierungskommission angehalten werden, auf ihren Posten zu verharren. Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, dass das Landvolk sich die zu seinen Ungunsten lautende Verfassungsänderung des Jahres 1814 ohne Widerspruch habe gefallen lassen; es erklärt sich dies aus der allgemeinen Notlage und aus dem Gefühl, dass jeglicher Widerstand angesichts der grossen Truppenmengen vergeblich sein würde. Allein daraus darf nicht der Schluss gezogen werden, als ob man im Kanton mit dem Gang der Ereignisse zufrieden gewesen wäre; der passive Widerstand, den die Behörden an vielen Orten vorfanden, sowie die allgemeine Unlust, ein öffentliches Amt anzunehmen oder zu behalten, sprechen deutlich genug für die auf der Landschaft vorhandene Stimmung.

Dabei soll allerdings nicht verschwiegen werden, dass einzelne Landgemeinden durch den Durchmarsch der Alliierten schwer belastet wurden, und dass in den meisten Fällen die Regierung nicht imstande war, eine wesentliche Erleichterung zu bewirken, sondern, wie dies auf ein lamentables Schreiben des Pfarrers Burckhardt in Pratteln, wo unter Assistenz der Offiziere ein Einwohner durch die Soldaten getötet und mehrere schwer verwundet worden waren, der Fall war, mit dem Beschluss sich begnügte: «Soll bestmöglich mit Hinweisung auf die allgemeine Not getröstet werden».

Vielfach waren auch die Gemeinderäte nicht imstande oder

nicht Willens, eine gerechte Verteilung der Einzuquartierenden vorzunehmen. So klagte in den ersten Tagen des Jahres 1814 der Senn auf den Spitalmatten bei Riehen, es seien ihm auf einmal 65 Pferde und ebenso viel Mann vom Gemeinderat zugeschickt worden, worauf die Regierungskommission einen Offizier nach Riehen beorderte, um Ordnung zu schaffen. In Liestal, Sissach und Waldenburg leisteten die Kommissäre Hoch und Eichler den Statthaltern Nörbel, Forkart und Stähelin gute Dienste, so dass noch am 27. Dezember Forkart schreiben konnte, dass, obschon einige Gemeinden starke Einquartierungen gehabt hätten, alles ruhig abgelaufen sei; nicht so erfreulich hingegen lauteten die Nachrichten aus dem Bezirk Waldenburg, wo nicht nur die an der Hauensteinstrasse gelegenen Gemeinden, sondern auch Bretzwil, Reigoldswil, Diegten und Titterten Einquartierung erhielten und den Leuten von den Soldaten alles Holz und Stroh genommen wurde. Die Regierungskommission rät dem Statthalter Stähelin an, er solle sich, wie seine Kollegen, mit den fremden Offizieren gut stellen — dann werde auch etwas mehr zu erreichen sein, und wegen des Holzmangels habe man Oberförster Hagenbach berichtet, damit er den Leuten wenn möglich zu Hilfe komme. Zu sehr berechtigten Klagen gab Ende Januar die sogenannte deutsche Legion, die im Bezirk Liestal einquartiert werden musste, Anlass. Sie stelle die überspanntesten Forderungen, habe selbst Kranke nicht geschont, den Präsidenten von Füllinsdorf mit Schlägen traktiert, und als ihr diese Gemeinde kein lobendes Zeugnis ausstellen wollte, einige Leute aus dem Dorf als Gefangene mit sich geschleppt. Deshalb verbreitete im Juni 1814 die Kunde von der Rückkehr dieser zügellosen Schar allgemeinen Schrecken in der Schweiz, während Basel im übrigen die Zusicherung erhalten hatte, von den heimwärtsziehenden Armeen nicht berührt zu werden. Das eidgenössische Militärkommando bot Basel für den Notfall zwei Kompagnien unter Oberst Bompierre an, eine Offerte, wovon kein Gebrauch gemacht wurde, indem man sich selbst zu helfen beschloss und sowohl den Wachen an den Thoren.

als den Schiffen auf dem Rheine die strengste Weisung erteilte, keinem dieser saubern Gesellen, welche auf der Schiffbrücke von Markt den Strom passierten, den Eintritt in die Stadt zu ermöglichen. Wer sich dennoch würde blicken lassen, sollte sofort an die deutsche Grenze spedit werden.

Die Forderungen, welche in Bezug auf Einquartierung und Verpflegung an die Basler Regierung gestellt wurden, waren zum Teil ebenso plötzliche als umfangreiche: so erhielt man am 20. Februar 1814 die Nachricht, dass die österreichische Reserve-Armee, bestehend aus 18 Bataillonen Infanterie und etwa 7000 Reitern, durch den Kanton ziehen, Rasttag halten und für sechs Tage mit Naturalien und Fourage verpflegt werden müsse. Das war die Antwort auf die dringenden Vorstellungen, welche kurz vorher den in Basel anwesenden Monarchen und mehrere Male den Heerführern und Intendanten der Verbündeten wegen der beklagenswerten Lage unserer Stadt gemacht worden waren. In der Stadt, wie auf dem Lande waren fast ununterbrochen die Privathäuser und alle öffentlichen Gebäude, soweit sie nicht zu Magazinen verwendet wurden, mit Truppen angefüllt. Alles musste diesem Umstande geopfert werden; auch die Universität war genötigt, die Vorlesungen einzustellen. Denn trotz den Vorstellungen des Rektors Professor Buxtorf war im untern Collegio die Konventsstube in ein Wachtlokal umgewandelt, und das Versammlungs- und Lektionszimmer von der russischen Druckerei in Besitz genommen worden. Die Eröffnung des Sommersemesters unterblieb; denn der Beschluss des kleinen Rates, als Buxtorf die Räumung dieser Lokale begehrte, lautete: «Können meine hochgeehrten Herren bei dem damaligen Drang der Umstände in die gewünschte Änderung nicht eintreten».

Im ganzen lässt sich nicht verkennen, dass zu Anfang unter dem Eindruck des so plötzlich hereinbrechenden Unglücks und wohl auch der wohlwollenden offiziellen Äusserungen der Alliierten, denen die Wirklichkeit allerdings nicht vollkommen entsprach, die Basler Behörden alles Mögliche versprachen und bewilligten,

was zum Teil über ihre Kräfte ging; später gewannen sie dann eine grössere Festigkeit im Ablehnen, worin sie auch besonders durch Oberst Stehlin, den Tagsatzungsdeputierten in Zürich, bestärkt wurden. So schrieb er ihnen am 8. Februar 1814 anlässlich eines neuen Begehrens: «Der Erfolg ist abzuwarten; hoffentlich aber wird sich auch in Basel die Überzeugung immer mehr bewähren, dass man alle Forderungen abschlagen muss, die die vorhandenen Mittel übersteigen, und erwarten, was dadurch entsteht. Finden sich dann die Mittel nicht in der Nähe, so sind die Befehlshaber gezwungen, solche entfernter zu suchen, welches sie auch gewiss thun werden».

Dieses etwas mehr zurückhaltende Benehmen der Basler Behörden erregte sofort das Missfallen der Österreicher; so beklagte sich der kaiserliche Platzkommandant Generallieutenant von Taxis auf das heftigste, weil man am 27. April ein anrückendes Bataillon mehr als eine Stunde auf die Quartierbillets habe warten lassen: «dieses unwillfährige Betragen gegen die österreichischen Truppen falle ihm sehr auf, und er er suche, den Quartierregulierenden mit Ernst aufzutragen, für die ankommende fatigierte Mannschaft mit willigerer Sorgfalt bedacht zu sein».

Unter diesen Umständen war es jedenfalls eine Freudenbotschaft, als am 13. Juni 1814 General v. Taxis dem Kriegsrat anzeigte, es werden am 14. früh das hier garnisonierende Infanterieregiment und die Division Chevauxlegers aufbrechen, so dass Basel nun wieder für die Bewachung seiner Thore selbst zu sorgen habe.

Was die Aufführung der einquartierten Soldaten anbelangt, so war denselben, wie schon früher bemerkt wurde, auf das eindringlichste anempfohlen worden, die Schweizer nicht als Feinde, sondern als Freunde zu behandeln, und es darf auch konstatiert werden, dass grobe Excesse von seiten derselben nur in kleiner Anzahl vorgekommen sind. Die schlimmsten waren jedenfalls die Kosaken, von denen uns ein Berner Offizier in einem Brief an seinen Vater eine Schilderung giebt, welche

lebhaft an das erinnert, was Jordanes über die Hunnen zu berichten weiss. «Von dem Aussehen der Kosaken schreibe ich nichts. August wird in beiliegendem Brief ihr teufelartiges Äusseres schon hinlänglich geschildert haben. Nur so viel will ich Ihnen sagen, dass alle Gemälde und Zeichnungen, die man von ihnen hat, noch sehr geschmeichelt sind». Dieser Horde wurde der Kreuzgang des Münsters als Pferdestall überlassen, von wo sie in einer Nacht zu Anfang Februars in das Münster eindrangen, da die Laternenseile zerschnitten, das Kanzeltuch wegrissen und im sogenannten Doktorsaal die Banküberzüge und die Decke des Rednerstuhles raubten. Um dieselbe Zeit plünderten sie die Arlesheimer Mühle aus, wobei mehrere Münchensteiner Bürger ihr Getreide verloren. Am schlimmsten aber ging es vor den Thoren zu, wo in den Landhäusern nichts mehr sicher war. Rebhäuslein, Gartenzäune, selbst Fenster- und Thürgestelle wurden zerstört, um als Brennmaterial zu dienen; den Lehenleuten wurde alles gestohlen, Geld und Uhren, Wein, Kleinvieh, Früchte und Tuch, und dies nicht etwa nur an einem Ort, sondern von allen Seiten ertönten die lebhaftesten Klagen. Diese Zustände benützte auch das die Armee begleitende Gesindel, um zu seinen Sachen zu gelangen. So brach eine als Kosaken verkleidete Räuberbande in das vor dem St. Johannsthor gelegene Haus des Thorschreibers Beck ein und raubte es vollkommen aus, dass der Besitzer, weil dadurch völlig verarmt, den Rat um die Erlaubnis anging, in der Stadt kollektieren zu dürfen.

Da muss es denn begreiflich erscheinen, wenn etwa einmal den Bürgern die Geduld riss und sie sich selbst thatsächlich zu helfen suchten, ein Mittel, das aber von den kommandierenden Offizieren sehr ungern gesehen wurde. Ein Soldat vom Regiment Esterhazy hatte in einem Laden an der freien Strasse ein Stück Käse gestohlen; der Ladenbesitzer erwischte ihn und prügelte ihn durch. Der Schelm erhielt obendrein noch 50 Stockschläge; allein der General bedeutete dem Rate, er wünsche nicht, dass in Zukunft die Bürger sich

eigenmächtig helfen. Vielfach wird auch über unfreundliches und unhöfliches Benehmen von Seite der Wirte, welche zum grössten Teil der liberalen und franzosenfreundlichen Partei angehörten, geklagt. Schlüsselwirt Buser von Waldenburg, ein störrischer Mann — ein Ausdruck, der in Basel den Landschäftlern gegenüber besonders beliebt war — wurde wegen seiner die Österreicher beleidigenden Reden nach Basel gebracht und zur Zahlung von 24 Fr. verurteilt; nicht viel besser war der Rössliwirt in Höllstein, und in der Stadt hiess es, der Storchewirt, Ratsherr Singeisen, lasse es durchaus an der nötigen Höflichkeit gegen höhere Offiziere fehlen. Eine gewisse Geiztheit gegen das fremde Militär lässt sich übrigens sehr wohl begreifen, indem eben trotz den gegebenen Zusicherungen doch ein empfindlicher Druck auf die innere Gestaltung der schweizerischen Angelegenheiten ausgeübt wurde, und man in Basel sehr wohl wusste, dass die Reaktion im ganzen Lande hauptsächlich durch das Ausland unterstützt wurde. Hatte man sich früher in Acht nehmen müssen betreffend Äusserungen über Frankreich und Napoleon, so musste man jetzt äusserst behutsam sein, damit man nicht mit den Alliierten in Konflikt kam; denn diese schalteten auch in dieser Hinsicht zu Basel wie in einer eroberten Stadt. Als in der zweiten Hälfte des Februar die Kunde von Napoleons Siegen bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Vauchamps, Nangis und Montereau auch in Basel bekannt und in den Caféhäusern mit grossem Wohlwollen behandelt wurde, drohte der Platzkommandant von Taxis, er werde in Zukunft derartige Schwätzer verhaften und dem Armeekommando zu gesetzlicher und völkerrechtlicher Bestrafung überliefern. Auch gleich zu Anfang des Einmarsches zeigte es sich, wie sehr von seiten der Alliierten jede freie Meinungsäusserung perhorresziert wurde. Nach der mit Hilfe ihrer Agenten in Scene gesetzten Contrevolution zu Bern, wodurch die Herren, welche bis 1798 am Ruder gesessen, wieder alle Macht in die Hand nahmen, und den Kantonen Waadt und Aargau ihre Existenzberechtigung

bestritten wurde, erliessen Räte und Zweihundert eine Proklamation, die auch in Basel verbreitet wurde. Begreiflicherweise wehrten sich die beiden neuen Kantone für ihre Haut und suchten ebenfalls in Proklamationen den Präensionen der Berner Patrizier entgegenzutreten; allein dieses Schriftstück wurde in Basel unterdrückt. Nun erhielt die Regierung von Oberst Stehlin in Zürich ein nicht missverständliches Schreiben, in welchem er sich des lebhaftesten über eine solche Parteilichkeit zu gunsten der Aristokraten beklagt. Allein kleinlaut antwortete ihm der Rat, General von Langenau sei so sehr für das Berner Mandat eingenommen gewesen, dass er dasselbe von Haus zu Haus herumtragen liess und keine Vorstellung anhören wollte; hingegen verwendete er sich gewaltig gegen den Nachdruck desjenigen von Aargau, und so musste der Verkauf des letztern verboten werden. Darum habe denn die Regierung allen Buchdruckern untersagt, etwas derartiges, von wem es auch komme, zu drucken und herauszugeben. «Wenn diese Begebenheiten auch hie und da Aufsehen erregen, so diene die gegenwärtige Lage zur Entschuldigung». Wie sehr man an dieser Verordnung festhielt, geht aus dem Umstande hervor, dass, als Buchhändler Flick die Proklamation Ludwigs XVIII., die er eigenhändig vom Grafen von Artois erhalten hatte, drucken liess, und General von Taxis sich darüber beschwerte, die Regierung den Schuldigen einsperren und zu zweimal 24 Stunden auf Wasser und Brot setzen liess.

Noch könnte das eine und das andere Beispiel in dieser Hinsicht erbracht werden; allein das Angeführte mag genügen, um zu zeigen, in welcher Abhängigkeit sich die Stadt von ihren sogenannten Befreiern befand. Man kann sich immerhin eine Vorstellung davon machen, wie schwer es die ja stets zu Kritik und Spott aufgelegten Basler angekommen sein mag, behutsam zu schweigen, da man doch so gerne seine Meinung ausgesprochen hätte.

Die Anwesenheit der Monarchen.

Ein etwas erfreulicheres Bild entwickelt sich vor uns, wenn wir den Einmarsch der drei Monarchen etwas näher ins Auge fassen, wobei uns Carl Vischers Aufzeichnungen hauptsächlich als Wegweiser dienen sollen. Die Basler Behörden hatten sich nachgerade an hohen Besuch und dessen Empfang gewöhnen können, indem, wie früher bemerkt, schon am 21. Dezember der Fürst von Lichtenstein und der Herzog von Koburg mussten bekomplimentiert werden. An demselben Tage statteten Abel Merian, Dreierherr Stähelin und Oberst Ehinger dem neuen österreichischen Platzkommandanten von Basel, Generalfeldzeugmeister Gyulai, Banus von Croatien, einen Besuch ab; in ihrem Referate dem kleinen Rate gegenüber erklärten sie, «dass sie von ihm wohl empfangen und auf eine sehr interessante Art auf das verbindlichste mit vieler Wohlredendheit beantwortet worden und dass sie auch von diesem Heerführer die wohlwollendsten Zusicherungen für unser Vaterland erhalten». In ähnlicher Weise drückte sich Fürst Schwarzenberg und General Wrede einer Basler Gesandtschaft gegenüber aus, welche sie am Weihnachtstage in Lörrach besuchte und ihnen die drückende Lage Basels auf das eindringlichste vormalte.

Zu Anfang des neuen Jahres erhielten die Basler die Kunde, dass die verbündeten Monarchen selbst in wenig Tagen ihren Einzug halten würden. Seit den Zeiten Ferdinands I. hatte kein Kaiser mehr als solcher das Weichbild der Stadt betreten; denn Joseph II. war seiner Zeit incognito als Graf von Falkenstein erschienen. Jetzt aber kamen zweie auf einmal, und dazu noch ein König von Preussen. Es verstand sich von selbst, dass die Fürstlichkeiten mit grossem Gefolge anlangen würden, weshalb die würdige Einquartierung dieser erlauchten Gesellschaft dem Quartieramt und dem Stadtrat grosse Arbeit verursachte. Allein dank dem regen Baueifer, der in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Basel sich entfaltet hatte, war man doch imstande, wenigstens den

gekrönten Häuptern Wohnungen anzuweisen, welche kleinern deutschen Residenzschlössern wenig nachstanden.

Schon in der Staatsratssitzung vom 5. Januar war von dieser Angelegenheit die Rede, und es wurde beschlossen, Oberst Stehlin in Zürich anzufragen, was er für gut finde, und ob man Verfügungen der eidgenössischen Centralbehörde zu erwarten habe. Daraufhin erschien Stehlin persönlich in Basel und teilte mit, dass eine eidgenössische Deputation unter Anführung des Landammanns Hans von Reinhard hier erscheinen werde, um den Monarchen ihre Aufwartung zu machen; bei dieser Gelegenheit sollte denselben ein Memorial eingereicht werden, worin die beinahe unerschwingliche Last Basels dargelegt und Abhülfe verlangt würde. Ferner wurde ausgemacht: der Staatsrat begrüsst die Majestäten am Thor und geleitet sie unter dem Klange aller Glocken in die verschiedenen Quartiere. Oberstlieutenant Lichtenhahn hat nach Weisung des Platzkommandanten von Pappenheim die militärischen Anstalten zu treffen, und abends findet grosse Illumination statt. Als Absteigequartier wurde bestimmt für den Kaiser Alexander der Segerhof (Blumenrain 19); sein Oberhofmarschall, Graf Tolstoy, logierte im Seidenhof (Blumenrain 34), wo auch der russische Gottesdienst abgehalten wurde; die russische Kanzlei wurde in der St. Johannvorstadt im Erlacherhof untergebracht, in dessen Nähe auch Graf Nesselrode wohnte. Für König Friedrich Wilhelm III. war das sogenannte deutsche Haus an der Rittergasse reserviert worden; in dem benachbarten Ramsteinerhof (Rittergasse 17), dessen Bewohner dem preussischen Königshause wohl bekannt waren, wurde Minister von Stein einquartiert. Die Österreicher gruppierten sich um ihren Kaiser, der im blauen Haus (Rheinsprung 16) bei Ratsherr Peter Vischer-Sarasin abstieg: so war Metternich in dem damals schon Bachofen'schen weissen Haus (Rheinsprung 18), Hofrat von Genz an der Augustiner-gasse, Graf Trautmannsdorf im Rollerhof (Münsterplatz 20) u. s. w.

Ich lasse nun die Vischer'schen Aufzeichnungen sprechen, wie sie von Peter Vischer-Passavant, dem Vater von C. Vischer-

Merian, erhalten sind. «Am 12. Januar, Mittwoch halb 12 Uhr, langte der österreichische Kaiser Franz I. hier an und bezog unser Haus. Wir hatten ihm das ganze Vorderhaus geräumt, ca. 20 Zimmer und Kabinetts. Oben auf dem 2^{ten} Stock war sein Schlaf- und Arbeitszimmer, in welchem er auch seine Audienzen erteilte. Der mittlere Gemäldesaal war sein Speisezimmer und Vorsaal. Wir waren alle in den Flügel zurückgezogen und Papas Comptoir war zugleich unser Speisezimmer, Visiten- und Wohnzimmer. Tag und Nacht waren die Hausthüren vorn und hinten offen; sechs Schildwachen waren beständig im Haus und vier vor dem Haus, hinten und vorn . . . Donnerstag den 13. Januar, als am Neujahrstag der Russen und am Jahrestag des Übergangs über den Niemen, ritt der Kaiser Franz dem russischen Kaiser, der dann im Sägerhof bei Frau Burckhardt logierte, und dem König von Preussen, dessen Logis im deutschen Haus bei Dietrich Burckhardt war, entgegen, und sämtliche drei Monarchen hielten nach 12 Uhr unter dem Geläute der Glocken mit der preussischen und russischen Garde ihren feierlichen Einzug in die Stadt.

«Das hiesige Bataillon stand in Parade auf dem Münsterplatz; die drei Monarchen verfügten sich auf den Petersplatz, allwo vor dem Zeughaus die Garde, den Grossfürsten Constantin an der Spitze, an ihnen vorbei durch die Stadt defilierte. Man schätzte dieses prächtige Corps auf 35,000 Mann. Daraufhin war grosse Tafel beim österreichischen Kaiser in unserm obern Gemäldesaal. Der Kaiser Franz sass wie immer in der Mitte, zu seiner Rechten der Kaiser Alexander, alsdann der Kronprinz von Preussen, zu seiner Linken der König von Preussen, Grossfürst Constantin, ferner die Fürsten und Minister Metternich, Coburg, Stadion, Stein, Nesselrode, Cathard, Kutschera, Merveldt, Esterhazy, Reuss — etc., in allem 24 Personen. Am folgenden Tage wurde die schweizerische Deputation zur Tafel gezogen und der Kaiser sass zwischen dem Landammann von Reinhard aus Zürich und (Peter) Burckhardt von hier. Noch andre denkwürdige Diners waren am 20. und am 21. Es war

erlaubt, aus dem Nebengemach den Kaiser speisen zu sehen, und wir benützten diese Erlaubnis häufig mit unsern Freunden.

«Der Kaiser arbeitet viel, täglich von Morgen 7 Uhr an. Alle Abende vor dem Nachessen machte er dann Musik, wozu aber weder Fremde noch Musici eingelassen wurden. . . . Er spielte stets Quintett, wobei die Violinstimmen doppelt besetzt waren. Hinter dem Kaiser war noch der Basler Musiker Kachel mit seiner Geige da, um bei schwierigen Passagen einzufallen, wenn es für den Kaiser zu schwierig war.

«Dieser Kaiser ist von allen seinen Leuten angebetet; er ist der leutseligste und sanfteste Herr, und wären alle Monarchen wie er, so wäre die Welt glücklich und im Frieden. Übrigens scheint er einen sehr geraden offenen Sinn zu haben und besitzt viele Kenntnisse, hauptsächlich auch im Fache der Kunst, wovon er Liebhaber ist, darum ich ihm meine radierten Blätter in duplo eigenhändig zu überreichen die Ehre hatte, ihm auch meine Katzen von Mind um den Kostenpreis von 2 Rthlrn. cedierte. Mit Papa war er zweimal zu Fuss ausgegangen, ohne andre Begleitung, als die des vortrefflichen Grafen Wrba, und sie besuchten zusammen die Stadtbibliothek, das Münster, den Kreuzgang, aus welchem des Kaisers Marstall gemacht worden, die Imhof'sche Papierfabrik, in der er sich alles zeigen liess, den Kaiser Rudolf v. Habsburg im Seidenhof, den botanischen Garten, das Fäsch'sche Kabinett auf dem Petersplatz und das Zeughaus. Am Donnerstag abend liessen wir ihn die Optik und die Marionetten sehen, bei welchen letztern zwar nur Professor Rotel aus Berlin perorirte, jedoch ziemlich unverständlich, so dass wir es unter uns vielleicht besser gemacht haben würden. Am Sonntag liess sich der Kaiser im Musiksaal durch seinen Hofkaplan Messe lesen, wo Papa sein altes Altarblatt mit den zwei Flügeln lieh. Am 22. Januar, morgens 7 Uhr, reist endlich der österreichische Kaiser wieder ab nach Montbéliard und Vesoul. Den Abend vorher liess er dem Papa einen schönen Ring durch Graf Wrba zum Andenken präsentieren».

Auch auf seiner Rückkehr zu Anfang des Monats Juni logierte Kaiser Franz wieder im blauen Haus; wie das erste Mal wurde er von seinen Hausherren auf das liebenswürdigste empfangen und von den Baslern mit Glockengeläute, Kanonenschüssen, Ehrenwache, Deputation und Illumination gefeiert, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, dass General von Taxis einen möglichst feierlichen Empfang gewünscht und befohlen hatte. Man fand ihn etwas magerer: «aber immer ist und bleibt er noch der gute edle Kaiser Franz».

Auch auf die weitere Stadtbevölkerung machte Kaiser Franz einen nachhaltigen Eindruck, so dass von den übrigen Monarchen in den damaligen Aufzeichnungen nur beiläufig die Rede ist, während des österreichischen Fürsten Leutseligkeit allenthalben hervorgehoben wird.

Ausser diesen höchsten Besuchen hatte übrigens Basel und speziell das Vischer'sche Haus in den Frühjahrsmonaten noch manche hohe Herrschaft zu beherbergen; so den Fürsten Günther von Schwarzburg, den Prinzen von Anhalt-Dessau, die Prinzen Friedrich und Philipp von Hessen-Homburg, u. a. m. Am 19. März sodann langten die beiden russischen Grossfürsten Nicolaus und Michael an, von denen Peter Vischer rühmt, sie seien bescheidene junge Leute gewesen. Nach drei Tagen reisten sie zum Hauptquartier ab, mussten aber einen Wagen mit Fleisch, Erdäpfeln und Wein von Basel mit sich führen: so sehr war das östliche Frankreich ausgesogen, dass selbst auf Fürst Schwarzenbergs Tisch schlechtes Fleisch gegessen wurde. Bald kamen jedoch die beiden Grossfürsten nach Basel zurück, da es nach den Erfolgen Napoleons nicht mehr so sicher war in Frankreich wie im blauen Haus zu Basel. Erst die Kunde von dem Einmarsch der Alliierten in Paris erzeugte dann wieder eine freudigere Stimmung. «Unsere russischen Grossfürsten, besonders der gute Nicolai, waren ausser sich. Sie küssten alles, was um sie her stand, und selbst ihre Diener gingen nicht leer aus». Sodann folgt eine kurze Schilderung der russischen Osterfeier im blauen Hause und

einer kleinen Reise, welche die Grossfürsten in Begleit Peter Vischers des Vaters nach Schaffhausen und Zürich unternahmen. «Donnerstag den 21. April reisten die Grossfürsten Nicolaus und Michael nebst ihrem Gefolg nach einem zweiten Aufenthalt von fast vier Wochen über Colmar und Nancy nach Paris ab, hinterliessen aber dies Mal weiter nichts zum Andenken als zerbrochene Stühle, Tische, Gläser und Geschirr. In die Küche unsern vier Mägden liessen sie acht Dukaten geben, welches eben nicht fürstlich ist». Am wenigsten aber war man in der Vischer'schen Familie entzückt von der Kaiserin Marie Louise, welche am 2. Mai mit dem König von Rom und einem zahlreichen Gefolge ihr Quartier im blauen Hause bezog. «Sie blieb hier den dritten (Mai), besah das Panorama von Woher und fuhr nach Arlesheim; den 4. Mai elf Uhr reiste sie wieder ab nach Schaffhausen, Zürich, Konstanz, durchs Tirol nach Schönbrunn. Diese Frau hat eine niedliche Gestalt und sah, obschon nicht mehr fett, gut aus. Sie war aber vielleicht geschminkt, welches ich wegen ihrem grossen Hut nicht unterscheiden konnte. Am Morgen ihrer Abreise wurden wir alle ihr noch präsentiert, wobei sie sich bloss mit Papa und ein wenig mit Mamma unterhielt. Die Neugierde besonders der hiesigen Damen, sie und ihren Sohn zu sehen, war sehr gross. Letzterer ist ein schönes Kind mit blauen Augen und hellgelben Haaren, vollwangig, aber doch äusserst zart und wird vielleicht nicht zu Jahren kommen. Die Comtesses Montesquiou, Brignoli, Madame Soufflot scheinen brave und artige Frauen zu sein; ihre übrigen Umgebungen aber sind französisches Geschmeiss, arrogantes Volk, französische Säue, die durchaus nicht bei ihr bleiben sollten». Immerhin erregte der kaiserliche Prinz ein gewisses Mitleiden auch in der Vischer'schen Familie, so dass ihn einmal eine Schwester des Hausherrn fragte: «Aimes-tu ton papa?», worauf sie in barscher Weise von einer Hofdame zurechtgewiesen wurde: «Madame, on ne tutoye pas les princes». Dem Dienstpersonal spendierte die Kaiserin 500 Franken, unterliess aber dabei, den Hausherrn

und die Hausfrau mit einem Andenken zu beehren. «Man nahm es ihr aber nicht gut auf und mit Recht; denn eine solche Einquartierung ist keine Kleinigkeit, besonders für die Hausfrau, und noch keine hat uns allen so viel zu schaffen gegeben».

Aus diesen Vischer'schen Aufzeichnungen erkennt man, was für eine ewige Unruhe und Aufregung damals allenthalben in Basel herrschte; denn wenn auch im blauen Hause dank seiner räumlichen, finanziellen und gesellschaftlichen Leistungsfähigkeit am meisten vor sich ging, so waren doch auch die übrigen Bürgerhäuser bis in die einfachsten Kreise hinunter verhältnismässig in gleicher Weise belastet, und man begreift den Wutausbruch des Magisters Munzinger, der wegen Versäumung der Illumination sollte mit Geld bestraft werden, wenn er schreibt: «Ei potz alle Kaiser, wenn man auch nur allen zusammen den Buckel so eingeschmiert und illuminiert hätte, dass man euch mehr Farben drauf hätte aufzählen mögen als auf E. E. helvetischen Nationalkokarde angebracht sind».

Allein alles Schimpfen und Aufbegehren half nichts. Gewaltige Truppenmengen durchzogen nach wie vor die Stadt und den Kanton bis in den Monat Juni hinein, und erst im Juli verliessen die letzten fremden Soldaten die Stadt Basel, so dass noch in den beiden letzten Monaten allein die Zahl der Verpflegungstage auf etwa 40,000 gestiegen war. Zu dem kam noch, dass man, wenigstens vorübergehend, auch die eigenen Leute einquartieren und verpflegen musste. Neben dem österreichischen und dem russischen Platzkommandanten gab es auch noch einen Basler in der Person des Oberstlieutenant Lichtenhahn. Zwar hatte man nach dem Einmarsch der Alliierten die bisher in eidgenössischem Dienste stehenden Truppen entlassen, da die Standeskompagnie für den in Basel noch zu versehenen Dienst ausreichen mochte. Auch die Basler Kavallerie, welche sich noch bei Wattenwyl befand, wurde in ihre Heimat entlassen; die jungen Basler Reiter scheinen in ihrer Heimat schmerzlich vermisst worden zu sein, so dass der

Rat an den eidgenössischen General schreiben konnte: « Sie werden dadurch — d. h. durch Entlassung der Kavallerie — manchen besorgten Vater bei diesen durch so häufige Einquartierung und besorglichen Ereignissen in unserer Vaterstadt gefährlichen Zeiten äusserst verpflichtet » — und auch Oberst Stehlin wurde ersucht, sein Möglichstes zu thun, dass die jungen Leute bald zurückkämen; denn « die Eltern und Angehörigen derselben stehen für sie in banger Besorgnis und sehnen sich bei diesen gefährlichen drückenden Zeiten nach ihrer Hilfe, nach ihrem Beistand ». Besonders der Dreikönigswirt Iselin reklamierte seinen Sohn auf das energischste. Dafür beeilte man sich denn auch in Basel, die zurückgebliebenen eidgenössischen Soldaten, sonderlich die krätzigen und die Rekonvaleszenten, so bald als möglich heimzuschicken und so den Basler und den Pratteler Feldspital zu leeren.

Bald sahen aber die Basler Militärbehörden ein, dass man mit der Basler Standestruppe doch nicht ausreiche, obschon dieselbe durch die aus französischen kapitulierten Diensten desertierten zurückkehrenden Basler verstärkt wurde. Eine ganze Anzahl der Standessoldaten hatte müssen auf die Landschaft verlegt werden zur Unterstützung der dortigen Behörden; schon mussten die Herren Bürgermeister auf die Schildwachen vor ihren Amtswohnungen verzichten, so dass man einzelne Kompagnien der regulären Truppen einberufen musste, um nicht vollkommen entblösst zu sein. Allein diese Massregel hatte ihre grossen Schwierigkeiten, da man aus den Gemeinden, welche mit Einquartierungen und Durchmärschen schon genug belastet waren, nicht auch noch die jungen Leute in die Stadt ziehen konnte. Daher wurde in erster Linie das Stadtbataillon in Anspruch genommen und auch als Reserve eine Bürgerwehr gebildet, von welcher nur Geistliche, Regierungsglieder und sonstige Staatsbeamte befreit sein sollten.

Mehrmals mussten die städtischen Kompagnien und auch einmal Leute aus der Landschaft aufgeboden werden, wenn nämlich der städtische Garnisonsdienst infolge Abmarsches

der betreffenden Truppenkörper vorübergehend nicht mehr von den Alliierten versehen wurde. Allein auch die Leute in der Stadt leisteten diesen Dienst sehr ungern; der Sold war bei dem damaligen Preis der Lebensmittel gering. Daheim hatte man Einquartierung oder gar kranke Angehörige; einen Ersatzmann zu stellen, war eine sehr kostspielige Sache. Auch der Standestruppe hatte man $\frac{1}{2}$ Pfund Fleischzulage bewilligen müssen, da der Dienst sehr streng war. Auch wird etwa von Fällen berichtet, da es mit der nötigen Disziplin nicht sehr glänzend stand. So machte besonders folgende Geschichte viel von sich reden. Am 15. Juni, nachdem die meisten fremden Soldaten schon die Stadt verlassen hatten, langte unter anderm zu deren Beschützung auch die Kompagnie Grass, bestehend aus Leuten des mittlern und untern Baselbietes, an. Sie wurden für die erste Nacht bei den Bürgern einquartiert und sollten am 16. auf die Zünfte zu Spinnwettern, Schifflenten und in das untere Collegium verlegt werden. Allein am frühen Morgen weigerten sie sich, diese Quartiere zu beziehen, da sie fürchteten, daselbst durch das von den Österreichern herrührende Ungeziefer und durch das Nervenfieber angesteckt zu werden. Ihrer 48 stellten ihre Gewehre ins Zeughaus und liefen zum Spalenthor hinaus, wobei nach Aussage des Oberlieutenant Löw die Liestaler besonders störrisch gewesen sein sollen. Sofort wurde in die betreffenden Gemeinden berichtet und wurden die Deserteurs unter Verlust ihres Bürgerrechts aufgefordert, zurückzukehren. Alle stellten sich denn auch wieder ein; allein ein Kriegsgericht verfügte folgende Strafen: Korporal Schaub von Binningen wird zu öffentlicher Degradation und zwei Wochen Gefängnis, Johannes Haas von Sissach und Bernhard Rein von Liestal ebenfalls zu zweiwöchentlicher Einsperrung verurteilt; 40 Mann sollten vierzehn Tage konsigniert sein und während dieser Zeit ein rotes Band am linken Arme tragen. Jedenfalls haben auch diese Dinge nicht dazu beigetragen, auf der Landschaft eine sehr freundliche Stimmung gegen die Stadt hervorzurufen, und gerade die letztgenannte

Bestrafung mit dem roten Band hatte für die Leute etwas Verletzendes, was sich nicht so leicht vergessen liess. Zunächst natürlich schenkte man diesem Vorkommnis keine besondere Aufmerksamkeit; sondern man freute sich, nach den langen und schweren Kriegszeiten der furchtbaren Last der fremden Armee enthoben zu sein und die Stadt wieder durch eigene Truppen bewachen zu können.

Die Verpflegung der fremden Truppen.

Bis dahin ist immer nur von der Einquartierung und dem Durchmarsch der verbündeten Armee die Rede gewesen. In dem Folgenden soll nun eine Last besprochen werden, welche die Stadt und den Kanton Basel fast noch mehr drückte: ich meine die ganz gewaltigen Lieferungen von Lebensmitteln für Mensch und Vieh, sowie die Stellung von Transportmitteln, welche von den Verbündeten verlangt wurden. Man bedenke, dass der Durchmarsch zum guten Teil in einen kalten Winter fiel, dass die deutsche und französische Umgebung der Stadt keine sehr reichlichen Mittel mehr zu liefern imstande waren, dass die benachbarten Schweizerkantone mehrfach sich durch Ausfuhrverbote abschlussen und dass im eignen Kanton nur sehr wenig Lebensmittel produziert wurden: so begreift man, dass mehr als einmal die hiesigen Behörden den fremden Heerführern erklären mussten, man sei nun am äussersten angelangt und vermöge nichts mehr aufzutreiben. Auch auf diesem Gebiete war die Kontrolle besonders zu Anfang des Durchmarsches sehr schwer, so dass sogar die offiziellen Tabellen mit ihren Zahlen vielfach beanstandet werden konnten. Schon gleich nach dem Einmarsch wurde mit dem k. k. Oberverpflegungsverwalter von Donau abgemacht, dass im Kanton zwei Etappenplätze, Basel und Liestal, für die Verpflegung der durchmarschierenden Truppen errichtet werden sollten. Die an diesen Plätzen zu verabreichende Portion sollte bestehen aus 10 Pfund Heu, $\frac{1}{8}$ Mass Hafer, $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch,

1 $\frac{3}{4}$ Pfund Brot, $\frac{1}{4}$ Pfund Reis oder $\frac{1}{2}$ Pfund Mehl oder 1 Pfund Kartoffeln, ferner $\frac{1}{4}$ Mass Wein oder $\frac{1}{2}$ Mass Bier oder $\frac{1}{16}$ Mass Branntwein. Ferner verlangte der General-Intendant der österreichischen Armee, Generalfeldmarschall von Prohaska, dass in Basel ein Etappen-Magazin von wenigstens 20,000 Mundportionen und 16,000 Fourage-Rationen, in Liestal ein solches mit 10,000, resp. 8000 Portionen errichtet würden. Die endliche durch Liquidationskommissar Vondermühl-Burckhardt bearbeitete Zusammenstellung führt allein für die österreichische Armee 933,922 vollständige Etappenportionen an, welche zu 30 kr. berechnet wurden. Eine Tabelle, welche nur die Landgemeinden berücksichtigt, stellt fest, dass dieselben vom 21. Dezember bis 28. Februar 1814 geliefert haben:

An Österreicher	.	.	.	171,136	Etappenportionen
» Russen	.	.	.	25,969	»
» Preussen, Bayern, Württem- berger etc.	.	.	.	7,548	»
Summa also				204,653	»

Im Ganzen wurden an Nichtösterreicher 386,905 Etappenportionen abgegeben. Dazu kamen:

482,858	Rationen Hafer zu 30 kr.
490,620	» Heu » 15 »
224,115	» Stroh » 3 »

Vorspannpferde und Wagen wurden von Basel verrechnet 26,512 und in den Spitälern wurden gezählt 66,127 Verpflegungstage, so dass der Kanton einschliesslich der Lieferungen in das Lager von Hünigen und das russische Bivouak eine Gesamtforderung von 1,186,169 fl. 12 kr. zu stellen sich berechtigt glaubte, eine Summe, an welcher allerdings noch sehr erhebliche Abzüge von den Schuldern gemacht worden sind. Zu dem kam immer noch die Verpflegung der Einquartierten, welche nach einem zu Schliengen am 21. Dezember erlassenen Armeebefehl des Generals Wrede aus Folgendem bestehen sollte. Jedem hohen Offizier bis zum Obersten hinunter

sollte das gewöhnliche Frühstück des Morgens und Mittags ein Essen, bestehend aus Suppe, Rindfleisch, Gemüse und Beilage, Ragout, Mehlspeise, Braten und Salat, Dessert und $\frac{1}{2}$ Mass mit Umgehung aller Anforderung von fremden Getränken, vorgesetzt worden. Für das Abendessen wurden verlangt: Suppe, Ragout, Braten und Salat. Nach diesem Speisezettel war ein Divisionskommandant berechtigt, zwölf Couverts zu verlangen, ein Brigadekommandant sechs und ein Oberster vier. Etwas einfacher lauten die Vorschriften für die Verpflegung der weitem Offiziere. Den gemeinen Soldaten war man verpflichtet, des Morgens ein Gläschen Branntwein oder einen Schoppen Wein nebst einem halben Pfund Brot zu geben, des Mittags Suppe, Zugemüse, $\frac{1}{2}$ Pfund Rindfleisch, ebensoviel Brot, einen Schoppen Wein oder eine halbe Mass Bier; abends erhielten sie Zugemüse, $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch, $\frac{1}{2}$ Pfund Brot, nebst dem nämlichen Quantum Wein und Bier. In Bezug auf die Pferde unterschied man leichte und schwere Fouragerationen: erstere, 8 Pfund Hafer, 10 Pfund Heu und 6 Pfund Stroh, waren bestimmt für Husaren, Uhlanten, Chevaux Legers, Kosaken und Offiziere in Linie, letztere mit etwas grössern Ansätzen für Gensdarmen, Dragoner, Kürassiere, Fuhr- und Artilleriepferde, sowie für Offizierspferde des Generalstabes.

Fast als ein Wunder kann es bei diesen vielfachen Ansprüchen erscheinen, dass doch in den meisten Fällen das Nötige zusammengebracht wurde. Freilich war dazu eine ganze Anzahl von Massregeln notwendig, welche in gewöhnlichen Zeiten niemals ertragen worden wären.

Das Getreide stand zu Ende des Jahres 1813 am höchsten mit 24 — 29 alte Franken das Viertel; im Februar 1814 war der mittlere Preis 23, im Juni nur 19 Franken. Was den Einkauf von Hafer anbelangt, so half im Februar Solothurn freundnachbarlich etwas aus, indem es trotz seinem Ausfuhrverbot den Baslern gestattete, in den Ämtern Dorneck und Thierstein dreihundert Säcke einzukaufen; es war dies um so notwendiger, da Heu- und Haferfahren, welche aus dem Elsass

für Basel bestimmt waren, in Bourglibre durch den Kommandanten von Zoller angehalten wurden. Zwar begab sich Bürgermeister Wieland in höchsteigener Person nach dem deutschen Lager, erhielt aber, trotzdem er darthat, wie durch ein solches Verbot die Verproviantierung der Armee leide, in höflicher Form den bestimmten Bescheid, dass man Heu, Hafer und Frucht nicht mehr nach der Schweiz passieren lasse und nur noch die Ausfuhr von Stroh für die Spitäler in Basel gestattet sei, so dass man sich entschloss, im Württembergischen Früchte anzukaufen. Auch wegen des Salzes kam die Stadt Basel bald in grosse Schwierigkeiten, indem französisches für die Schweiz bestimmtes Salz im Sundgau von deutschen Truppen geplündert und als Beute zum Teil nach Bourglibre, zum Teil nach Basel gebracht worden war. Die hierseitigen Reklamationen hatten dann zur Folge, dass Fürst Schwarzenberg auch in wohlverstandenen eigenem Interesse die Freigebung des geraubten Salzes verfügte; später wurde dann noch die Bedingung an die freie Durchfahrt von Wein und Salz aus Frankreich geknüpft, dass wegen des allgemeinen Mangels an Transportmitteln dieselbe durch Schweizer Fuhrleute und Pferde bewerkstelligt sein müsse. Bei diesen Schwierigkeiten und bei der grossen Nachfrage nach Salz auch von seiten der kriegführenden Armeen wurde dann in der zweiten Woche des Januar der Salzpreis auf 1 Bz. 5 Rp. erhöht. Ganz gewaltige Massen von Lebensmitteln mussten in die verschiedenen Militärmagazine zu Stadt und Land abgeliefert werden. In Klein-Basel waren sowohl St. Clara, als die Waisenhauskirche in ein Vorratsmagazin umgewandelt. Wohl wurde wegen des katholischen Gottesdienstes von seiten Lebzelterns, des österreichischen Gesandten in der Eidgenossenschaft, dagegen protestiert; allein man erklärte ihm, dass auch zu St. Martin könne Messe gelesen werden, während in Klein-Basel kein anderes genügendes Lokal als Magazin zu verwenden sei. In dieser Hinsicht waren schon von Anfang an die Anforderungen, welche an Basel gestellt wurden, enorm; so verlangte der

österreichische Intendant Donau am 22. Dezember 60,000 Zentner Mehl, 34,000 Mass Hafer, 12 — 1500 Zentner Reis, 3000 Zentner Kochmehl und 10—12,000 Zentner Heu. Ferner sollte alles vorhandene Tuch und Leder in Beschlag genommen werden, damit laut Befehl Prohaskas dreihundert Paar Schuhe, hundert Paar Stiefel, dreihundert Hosen und ebensoviele Mäntel könnten erstellt werden. Die Regierung liess durch Rats Herrn Wenk und Appellationsrat La Roche die nötigen Nachforschungen vornehmen, wobei jedoch nicht gesagt wird, ob thatsächlich dem Verlangen des österreichischen Kommandanten nachgelebt wurde.

Eine weitere Kalamität war bei dem strengen Winter und dem grossen Bedarf der Mangel an Brennholz sowohl in der Stadt als auf dem Lande. Die Regierung suchte zwar dem Bedürfnis der Landgemeinden einigermassen entgegenzukommen, indem Oberförster Hagenbach den Unterförstern Weisung erteilte, aus den Staatswäldungen den Leuten einiges anzuweisen; dies genügte jedoch lange nicht, so dass der Holzfrevel in voller Blüte stand und z. B. die Langenbrucker dem Unterförster Müller bedeuteten, er solle nur zu Hause bleiben, sie wüssten auch ohne ihn, wo man das nötige Holz zu holen habe. In Riehen klagten Ende Januars die Gemeindebehörden, sie hätten erst ein grosses Quantum russisches Brot umbacken müssen, und nun seien schon wieder neuntausend Laib angemeldet: Holz sei nun keines mehr vorhanden, daher möge die Regierung ein gütiges Einsehen haben. Auch diese Angelegenheit wurde an den Oberförster gewiesen, der bald darauf mitteilte, dass der Herr Oberamtmann in Lörrach bereit sei, Holz im Gemeindebann von Steinen gegen Gutscheine anzuweisen. Übrigens hätten die Riehener in den markgräflichen Wäldungen schon bedeutend gefrevelt; dennoch wolle er ihnen einige alte Buchen und Eichen im Bettinger Bann und den Bettingern zehn Klafter für das Brotdörren anweisen. In der Stadt liess die Regierung auf Staatskosten durch Herrn Paravicini-Battier Holz ankaufen, welches dann auf dem Elisabethenkirchhof den Bür-

gern zu 28—30 Franken das Klafter abgetreten wurde. So teuer und selten war das Brennholz geworden, dass, als Oberst von Rentz am 5. April das Ansuchen stellte, man solle den vor dem Riehenthor bivouakierenden Kosaken das nötige Quantum Brennmaterial verabreichen, die Regierungskommission diese wilden Gesellen lieber in der Stadt selbst unterbringen wollte.

Ausser durch die ewigen Begehren von Lebensmitteln und Holz wurden die Basler Behörden hauptsächlich noch in Verlegenheit versetzt durch die Unmasse von Wagen und Pferden nebst den dazu gehörigen Fuhrleuten, die stets den Armeen zur Verfügung gestellt werden sollten. Einmal handelte es sich schon am 22. Dezember um die Einrichtung einer Militärpost für Kuriere und Staffetten, wofür in Basel und in Liestal je zwanzig Pferde und ebensoviele kleine Wagen verlangt wurden. Die Basler Regierung suchte geltend zu machen, dass sie diesen Postdienst nur auf der Hauensteinstrasse und bis Rheinfelden einrichten könne, da die Jurastrasse im Birsthal schon bei Reinach und die Rheinstrasse ins Elsass hinunter bei Bourglibre den französischen Boden erreichen. Infolge dieser Einschränkung begnügte man sich dann mit etwas weniger Material, welches zu Basel im schwarzen Bären, zu Liestal im Stab und zu Waldenburg im Löwen untergebracht wurde. Auch wurde bestimmt, dass niemand die Post weiter als bis zur nächsten Station benützen durfte. Allein die Forderungen der Österreicher gingen von Tag zu Tag weiter, so dass am 26. Dezember die Regierungskommission den Beschluss fasste, die ganze Militärpost dem Storchenwirt Ratsherr Singeisen zu übertragen; demselben wurde dafür zugesichert, er solle vom Staate Basel von einem jeden Ritt für je eine Station zwei Franken erhalten; überdies hatte sich der österreichische Intendant verpflichtet, zwei Gulden für je ein Pferd stationsweise zu bezahlen, nebst 40 Kreuzer Trinkgeld und 16 Kreuzer Schmiergeld. Ferner sollte Singeisen von jeder Pferdeeinquartierung verschont und ihm das Monopol dieser Militärpost zugestanden werden. Als weitere Stationen wurden nebst Liestal

und Waldenburg festgestellt Sierenz, Kembs, Äsch, Trois Maisons und die Kalte Herberge. Die Ansätze bei diesen Leistungen sind derart, dass angenommen werden darf, Singeisen sei bei dem Geschäfte nicht zu kurz gekommen, wie denn auch der kaiserliche Generalintendant die Forderungen des Storchenvirtes nur mit einigem Bedenken genehmigte; allein dagegen muss in Erwägung gezogen werden, dass jedenfalls lange nicht alle Gelder einzutreiben und dass Pferde und Fuhrwerke dem grössten Risiko ausgesetzt waren.

Einen noch viel schwierigeren Gegenstand bildeten übrigens in diesen Zeiten die Requisitionsfuhren. Schon am 22. Dezember wurde von dem Oberverpflegungsverwalter von Donau das Begehren gestellt, es sollen täglich für Transport von Vorräten, Kleidern, Kranken und Verwundeten hundertfünfzig bis zweihundert Fuhrwerke bereit gehalten werden. Die Regierungskommission sah zwar die Notwendigkeit dieser Forderung ein; allein sie machte die leitenden Persönlichkeiten darauf aufmerksam, dass im ganzen Kanton verhältnismässig nur wenige Pferde vorhanden seien, und dass bei der Nähe der deutschen wie der französischen Grenze nur nach einer Seite hin von Basel das unentbehrliche Material könne requiriert werden. Zudem wurde diese Arbeit der Behörden auch noch dadurch erschwert, dass zu Stadt und Land viele Pferdebesitzer ihre Tiere verstellten, d. h. über die Grenze oder in andere Gemeinden spedierten, um so der Requisitionslast zu entgehen. Deshalb machte der Statthalter von Sissach bei der Regierung Anzeige, dass Herr Melchior Zäslin ein Pferd auf seinem Gute Mapprach, Herr Seidenfärber Rudolf Miville ein solches auf seinem Landgute bei Gelterkinden verstellt habe. Auch in Ormalingen hätten sich zwei solche verstellte Tiere befunden, die jedoch wieder abgeholt worden seien. Die Langenbrucker aber weigerten sich rundweg weitere Fuhren zu leisten, solange nicht die aus der Stadt auf die Landschaft geflüchteten Pferde ebenfalls requiriert würden, was dann den Befehl des kleinen Rates vom 19. Januar zur Folge hatte, dass alle Pferde

sofort ohne Unterschied sollten in Anspruch genommen werden. Allein immer wieder erneuern sich die Klagen in dieser Hinsicht. In der Stadt wollten viele Leute lieber auf das Halten von Equipagen verzichten, oder man fand und erfand irgendwelche Ausreden, um den so lästigen Requisitionsbegehren entgegen zu können. Die Stadt als solche besass damals neun Artillerie- und noch zehn weitere Pferde, von denen täglich vier bis fünf für Ordonnanzen gebraucht wurden; auf Antrag des Kriegskommissariates wurde ihre Zahl auf fünfunddreissig erhöht. Auch wurden die Bezirke Liestal und Waldenburg angehalten, je zehn Fuhren in die Stadt zu liefern, wogegen eine tägliche Vergütung von 20 Batzen in Aussicht gestellt wurde. Durch derartige und noch weitere Verordnungen, indem z. B. eine aus Vertretern Badens, Baierns und Basels zusammengesetzte Kommission zur Reglierung der Requisitionen eingerichtet werde, sollte dem Übel gesteuert und das Requisitionswesen in das richtige Geleise gebracht werden. Dennoch werden stets neue Klagen laut wegen ungenügender Anzahl von Pferden und Wagen, wodurch die Einquartierung in Stadt und Land verlängert und die so sehr wünschenswerte Evakuierung der Spitäler verzögert wurde. Alle Vorstellungen von seiten Basels waren vergeblich: im Gegenteil, es wurde von der Kriegsführung immer mehr verlangt. So erklärte am 26. Februar General von Ehrtell, dass in Basel zweiunddreissig zweispännige Wagen bereit sein müssten, um die zur Armee abgehenden Offiziere möglichst schnell nach Altkirch zu befördern. Dass sich die Besitzer von Fuhrwerken so sehr sträubten, den Wünschen der Behörden zu entsprechen, erklärt sich in erster Linie daraus, dass vielfach Ross und Wagen grossen Schaden litten, dessen Vergütung stets eine umständliche Sache war.

Im Januar 1814 reklamierte die Gemeinde Muttenz, sie habe den daselbst einquartierten württembergischen Jägern sieben Fuhren geliefert; zwei derselben blieben in Chaumont zurück und ihre Fuhrleute wurden weggejagt —: die Regierung möge der Gemeinde zu ihrem Eigentum verhelfen. Auch die

Gemeinde Riehen war um 17 Pferde und neun Wagen gekommen, welche in dem Dorfe requiriert worden waren und nun durch die Regierung zurückerstattet werden sollten. Oder es klagt Ratsherr Singeisen, er habe den Kanzler des Ministers von Hardenberg in einer Chaise, welche ihn 50 Louisd'or gekostet habe, nach Trois-Maisons führen müssen: daselbst habe man den Postillon gezwungen, dem Kanzler den Wagen zu überlassen, und seither habe er nichts mehr von demselben vernommen. Wie man sich zu Basel darüber beschwerte, dass hiesige Fuhrwerke angehalten und zu weitem Fahrten gezwungen würden, so fanden auch umgekehrt Vorstellungen des Bezirksamtes Lörrach statt, weil Wiesenthaler Wagen auf ihrer Rückkehr in Basel festgehalten und anderweitig verwendet würden. Am klügsten glaubten die Bauern des Bezirkes Waldenburg zu sein, welche für ihre Fuhren ganz unmässige Rechnungen eingaben; jedoch die Regierungskommission musste ihnen bedeuten, sie sollten sich wohl in acht nehmen: sonst könnte die ganze Sache an ihnen hängen bleiben und so schliesslich jegliche Entschädigung ausgeschlossen werden.

Die sanitarischen Verhältnisse.

Während es sich bei den bisher besprochenen Lasten und Drangsalen, denen damals unser Kanton ausgesetzt war, in der Regel nur um den Verlust oder in Beeinträchtigung von Hab und Gut gehandelt hat, kommen wir nun auf eine Erscheinung zu reden, welche manchem Bürger und gerade mehr als einem der pflichtgetreuesten das Leben gekostet hat; wir meinen die ansteckenden Krankheiten, welche durch die fremden Truppen nach Basel gebracht wurden und unter diesen, wie unter den Bürgern so viele Opfer gefordert haben.

Schon vierzehn Tage bevor der Einbruch der fremden Armeen stattfand, wurde im Basler Staatsrat die Anregung gemacht, die Bürger sollten die von den alliierten Truppen besetzten benachbarten Ortschaften nicht besuchen, «haupt-

sächlich aus dem Grund, weil dem Vernehmen nach bei der koalisierten Armee das Nerven- und Hospitalfieber auf eine kontagiose Art grassiere». Zwar fassten die Ratsherren noch keinen Beschluss; allein es wurde der Sanitätsrat gebeten, der Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zu schenken. Alle Vorkehrungen aber wurden nutzlos, als die Armeen seit dem 21. Dezember unaufhörlich die Stadt passierten. Auch Oberst Stehlin machte durch ein Schreiben vom 25. Dezember von Zürich aus seine Mitbürger auf die grosse Gefahr aufmerksam, welche abzuwenden jedoch nicht mehr in Basels Macht stand. Am 29. Dezember beschloss daher der kleine Rat, in der Schanze von St. Jakob und in der Hülftenschanze die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um bürgerliche Kranke aus der Stadt entfernen und in gesunder Luft unterbringen zu können. Sehr schnell griff nun die verderbliche Krankheit auch in der Stadt um sich. Viele Soldaten waren mit derselben behaftet; besonders wird wegen der Nachzügler geklagt, welche meistens Rekonvaleszenten seien und deshalb nicht in den Zunfthäusern einquartiert werden sollten. Daher wurde denn auch schon am 23. Dezember beschlossen, den markgräfischen Hof in einen Militärspital umzuwandeln: man konnte daselbst über dreihundert Betten verfügen, für deren Ausrüstung mit Leintüchern Appellationsrat La Roche besorgt sein sollte. Als Vorsteher des Spitals wurde Kantonsphysikus Johann Georg Stüchelberger, als Ökonom der im Hofe wohnende Herr Höferlin ernannt. Auch sollten die Sanitätsräte Professor Johann Jakob Stüchelberger und Professor Hagenbach dem Kantonsphysikus mit Rat und That an die Hand gehen und bei allfälliger Gefahr die nötigen Massregeln treffen. Allein diese vorsorglichen Anordnungen genügten lange nicht, hatte doch schon am 23. Dezember General-Intendant Prohaska tausend Betten verlangt, und lautete deshalb der Bericht Stüchelbergers vom 27. dahin, dass zwar im markgräfischen Hofe sechshundert Betten bereit seien, was aber nicht ausreiche: deshalb sollte man auch noch die Kaserne im Klingenthal und für kranke Offiziere den kleinen Kirschgarten

einrichten. Die Burckhardt'schen Erben seien bereit, letzteres Gebäude abzutreten, wenn man sie dafür mit weitem Einquartierungen verschonen wolle und bei ihrem Vormunde, Herrn Fröh, nur Offiziere einlogiere.

Schon am 6. Januar 1814 beschloss die Regierungskommission, das Klingenthal nun sofort einzurichten. Stückelberger erhielt die Erlaubnis, für die nötigen Anschaffungen von Blechwaren und Wein, da der bis jetzt verabreichte nicht gut genug für die Kranken sei, zu sorgen. Ferner solle der Physikus Vorschläge machen, wie man am billigsten zu den Medikamenten gelangen könnte. Zugleich aber wurde auch das Augenmerk auf die Burckhardt'schen und Werthemann'schen Fabriken vor dem Riehenthor gerichtet, damit dieselben als Absonderungshäuser könnten verwendet werden. Daher wurden denn auch mit Herrn Konrad Burckhardt Verhandlungen angeknüpft wegen Räumung des Gebäudes, welches zum Teil von ihm selbst bewohnt, zum Teil an Benedikt Sarasin vermietet war. Die Fabriken wurden in der That als Spital eingerichtet; der Eigentümer wollte später dieselben dem Staat zu 48,000 Fr. verkaufen, da sie vollkommen durchseucht seien. Nach längeren Verhandlungen hingegen musste er sich mit einer Entschädigungssumme von Fr. 6000 begnügen und sein Eigentum behalten. In was für einer bedrängten Lage sich in sanitärischer Hinsicht unsere Stadt damals befand, geht am deutlichsten aus einem Schreiben vom 8. Januar hervor, das der Rat an Landammann Reinhard nach Zürich abgehen liess. Da heisst es denn: «Von allen Seiten wurden Kranke eingebracht, die öfters schon mit den gefährlichen Nervenkrankheiten behaftet sind, ja selbst Offiziere, die damit behaftet waren, mussten in Bürgerhäusern einlogiert werden . . . Man wisse wohl, was Christenpflicht sei, allein man hoffe doch um so eher auf eine Translokation dieser Spitäler, da bereits die Einrichtungen für den Empfang der hohen Monarchen getroffen wurden und man wegen Logierung des grossen Gefolges in der grössten Verlegenheit sich befinde». Auch der spätere Bericht des Professors Stückelberger an den

kleinen Rat erwähnt die erfolgte unerwartete Überschwemmung des Spitals, das eben erst zu diesem Zwecke eingerichtet werden musste: deshalb sei von Anfang an keine Ordnung möglich gewesen, was um so mehr zu entschuldigen sei, da die fremden Militärärzte ohne die nötigsten Gegenstände gekommen seien. Auch war der Zudrang so gross, weil die fliegenden Spitäler rings um Basel aufgehoben und deshalb alle Kranken hierher transportiert wurden. Viele wurden schon tot oder halbtot hierher gebracht, so dass man von ihnen weder Namen noch Herkunft erfahren konnte, was dann wiederum eine strenge Ordnung und eine genaue Kontrolle erheblich erschwerte. Was des fernern die Aufgabe Basels in dieser Hinsicht wesentlich erschwerte, war, dass unsere Stadt teilweise auch für die nötigen Ärzte in den zu errichtenden Spitälern sorgen musste. In Basel befanden sich damals zehn Ärzte; zunächst besorgte Kantonsphysikus Stückelberger mit einem Kollegen den Militärspital. Allein schon am 19. Januar wurden von dem General von Taxis zehn bürgerliche und zwei Wundärzte requiriert, da alle Feldärzte in Eilmärschen zu der Armee kommandiert worden waren. Darauf musste natürlich erklärt werden, dass einem solchen Begehren unmöglich entsprochen werden könne; hingegen ersuchte die Regierungskommission noch Professor Huber, sowie die Doctores Falkner und Lämmlin, sich der Sache zu unterziehen. Leider ergriff aber das verheerende Nervenfieber gerade auch die Ärzte. Es starben bald nacheinander ihrer zwei, und auch Kantonsphysikus Stückelberger erlag der Krankheit schon in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar in der Blüte seiner Jahre über der Erfüllung seiner Pflicht; in die Lücke trat sein Schwager, Professor Johann Jakob Stückelberger, dem dann ein Distriktsphysikus mit vierhundert Franken Jahresbesoldung beigegeben wurde. Auch suchte man von auswärts Ärzte nach Basel zu ziehen, indem man ihnen unter der Bedingung, die Armen umsonst zu behandeln und den andern bescheidene Rechnungen zu stellen, eine wöchentliche Entschädigung von sechs Neuthalern zuerkannte.

Auf diese Weise kamen aus dem Kanton Glarus ein Dr. Blumer nach Riehen, ein Dr. Kubli nach Waldenburg, wo der Bezirksphysikus Mohr die Typhuskranken aus Furcht nicht besuchte und deshalb suspendiert werden musste. Allerdings machte man auch mit dem Ersatzmann keine guten Erfahrungen, so dass derselbe wegen oftmaliger Betrunkenhheit ebenfalls entlassen werden musste. In Liestal wurde der Bezirksphysikus Bohny von der Krankheit hinweggerafft, so dass nun allenthalben auch auf der Landschaft die grösste Verlegenheit herrschte, und mehrfach Leute den ärztlichen Beruf versehen mussten, welche auch bescheidenen Anforderungen nicht genügen konnten.

In der Stadt wurde der Spital im markgräfischen Hofe während der ganzen Zeit von Basler Ärzten besorgt, und in den ersten Wochen musste auch derjenige im Klingenthal, wo fast ausschliesslich Österreicher untergebracht waren, durch hiesige Kräfte versehen werden. Allerdings langten dann einige bairische und österreichische Ärzte an, was für Basel eine beträchtliche Erleichterung bedeutete: die erstern halfen im markgräfischen Hof aus; die letztern besorgten ausschliesslich den Spital in Klingenthal, wo mit dem 28. Februar 1814 das k. k. Feldlazarett Nr. 21 unter dem Regimentsarzt Dr. Jaborsky in Funktion trat (derselbe leitete auch den Offiziersspital im kleinen Kirschgarten). Auch in dieser Hinsicht ist es sehr schwierig, genaue Angaben über die Zahl der Verpflegten und der Verstorbenen zu machen, da vielfach, wie schon bemerkt wurde, keine genaue Kontrolle möglich war und in den sogenannten Ordinationsbüchern nur die Nummern der Betten angegeben sind, was wiederum zur Folge hatte, dass eine Menge von Anfragen in Betreff Vermisster und Gestorbener nicht konnte beantwortet werden.

Sprechend hingegen ist die zuverlässige Angabe, dass allein im Markgräfischen Hof 119,201 Verpflegungstage gezählt wurden, während allerdings aus dem Klingenthal keine genauern Ziffern überliefert wurden; jedenfalls war aber hier die Anzahl der Verpflegten noch viel grösser.

Nach Munzingers Angaben starben im Markgräfischen Hof etwa 9000 Mann, welche auf dem hierzu eigens angelegten Kirchhof vor dem St. Johanthor begraben wurden. Die Effekten der Unglücklichen wurden im Hof des Markgräflichen Palastes verbrannt.

Sehr bald beschränkte sich aber die Krankheit nicht mehr auf die Spitäler und die in denselben amtierenden Personen, sondern verbreitete sich in der ganzen Stadt. Grosses Elend entstand hauptsächlich unter den armen Leuten, da der noch gesunden Ärzte nur sehr wenige waren, so dass viele Leute ohne Pflege blieben. Neben der allgemeinen Ansteckung trug noch ganz besonders der Umstand zur Verbreitung der Seuche bei, dass die im Klingenthal gestorbenen Soldaten sehr nachlässig begraben wurden, worüber mehrfache Klagen sich erhoben; damals kam man auch auf den Gedanken, dass bei einer derartigen Epidemie das Begraben in den Kirchen eine gefährliche Sache sein dürfte, weshalb denn der Beschluss gefasst wurde, bei der Elisabethenschanze einen allgemeinen Gottesacker anzulegen. Endlich suchte der Sanitätsrat durch zweckdienliche Anordnungen der Gefahr der Ansteckung zu steuern, indem er den Besuch der Spitäler durch Unbefugte verbot, indem er ferner das Judenwirthshaus an der Hutgasse, wo mehrere Kranke lagen, schliessen liess, da nach der Ansicht Professor Hagenbachs die isrealitische Bevölkerung besonders geeignet erscheine, die Krankheit zu verbreiten. Auch wurde für Dienstboten, Angestellte und Arbeiter ein besonderer Spital in Aussicht genommen, ob auch eingerichtet, konnte ich aus den Quellen nicht erfahren.

Daher ist es denn sehr begreiflich, dass unsere Behörden ohne Unterlass auf Evakuation der Spitäler hinarbeiteten, ein Begehren, dem allerdings erst spät und nur sehr allmählich entsprochen werden konnte; denn zunächst wurden von den im Felde stehenden Armeen her immer neue Transporte Kranker hierher gebracht — im März kamen täglich gegen 200 kranke Soldaten in Basel an —, und wenn auch ein Teil derselben in

die innere Schweiz geschafft werden konnte, so blieb dennoch Basel stets überfüllt; auch fehlten mehrmals die nötigen Wagen, um die Unglücklichen über den Hauenstein nach Olten und St. Urban zu spedieren, was natürlich wiederum jeweilen eine grössere Belastung unserer Stadt zur Folge hatte. Im März verlangte der General von Taxis, man solle in Basel einen eigentlichen Spital für die Rückwärtsspedierten einrichten; dazu hatte er das Ebrart'sche Haus zum Eben-Ezer an der Grenzachstrasse ausersehen. Dagegen protestierte aber die Regierung mit aller Energie und, wie es scheint, mit Erfolg.

Ein natürlich viel kleinerer, aber immerhin doch recht empfindlicher Schaden, der besonders die Landleute betraf, waren auch die verheerenden Viehseuchen, die durch das Schlachtvieh der Alliierten eingeschleppt wurden; hauptsächlich wurde über die ungarischen Ochsen geklagt, deren viele von der Löserdörre befallen waren. So klagte Präsident Schäfer von Lupsingen, es sei sein sämtliches Vieh an dieser Krankheit gefallen infolge des Umstandes, dass er einen seiner Ochsen zu einer Requisitionsfuhre stellen musste, der dann die verderbliche Krankheit in seinen Stall gebracht habe. Zwar waren schon von Anfang an, als Warnungen in dieser Hinsicht sowohl von Oberst Stehlin, als von Landammann Reinhard zugekommen waren, einige Vorsichtsmassregeln getroffen worden; so sollte alles fremde Vieh vor den Dörfern in besondern Umzäunungen gehalten und bewacht werden. Allein wer wollte bei dem allgemeinen Durcheinander darauf sehen, dass in jedem einzelnen Falle dieser Vorschrift nachgelebt werde?

Hüningen.

Zu all dem Ungemach, das unsere Stadt durch die durchziehenden Alliierten zu erleiden hatte, kam dann noch eine ständige Bedrohung, nämlich die Gefahr, von der so nahen Festung Hüningen aus belästigt oder gar bombardiert zu werden.

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, wie in der Nacht des Abzuges der eidgenössischen Truppen Basel durch Hünigen hätte können überrumpelt werden. Jetzt war die Stadt ein Hauptsammelplatz der alliierten Truppen, von dem aus die Belagerung Hünigens bald in Angriff genommen wurde. Auch bei diesem Unterfangen der verbündeten Truppen konnte Basel seine Unparteilichkeit nicht im mindesten bewahren, sondern musste die Belagerer nach Kräften unterstützen. Nun hegte man ja hier allerdings den frommen Wunsch, man möchte bei dieser Gelegenheit endlich einmal für immer von der schlimmen Nachbarschaft Hünigens befreit werden, so dass unsere Behörden sich um so leichter entschliessen konnten, den Forderungen der Alliierten in dieser Hinsicht keine allzu grossen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und sich sogar anheischig machten, einen Teil des Belagerungsheeres auf eigene Kosten zu verpflegen, was der Stadt ein im Auftrag des Kaisers Franz geschriebenes Danksagungsschreiben des Grafen Duka eintrug. Die fremden Heerführer aber führten eine sehr bestimmte Sprache. So schrieb am 3. Januar 1814 Pappenheim an den Bürgermeister folgendes Billet: «Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Fürsten von Schwarzenberg, Kommandierenden en chef, erhält der Herr Bürgermeister durch Unterzeichneten den Auftrag, die Veranstaltung zu treffen, dass die im hiesigen Zeughaus stehenden sechs Zwölfpfünder-Kanonen, sowie die zwei Haubitzen, mit der gehörigen Munition versehen, in solchen Zustand gesetzt werden, dass sie augenblicklich gebraucht werden können». Darauf wurde «mit billigem Schmerz», wie es in einem Schreiben an Oberst Stehlin heisst, Herr Artillerie-Inspektor La Roche beauftragt, gegen einen Empfangschein den Wünschen Pappenheims zu entsprechen. Allerdings zeigte sich, dass die beiden Haubitzen mit so alten Laffeten versehen waren, dass von einem Gebrauch derselben im Feuer nicht die Rede sein konnte. Von Zürich aus beschwerte sich aber Stehlin über diese Nachgiebigkeit seiner Kollegen, denen er zu Gemüte führte, dass, da unser Zeug-

haus mit allem Inventar zum eidgenössischen Bunde gehöre, es am Platze gewesen wäre, ein derartiges Gesuch der Tag-satzung vorzulegen. Auch in diesem Falle entschuldigte sich der Rat mit der drückenden Lage, welche es mit sich bringe, «dass zu Vermeidung von Missverständnissen und daraus entstehen könnendem grösserem Übel wir uns sehr manches gefallen lassen müssen, das mit unsern Grundsätzen und unserer Überzeugung im Widerspruch ist». Zunächst wurde nun allerdings das Basler Geschütz noch nicht abgeführt; allein anfangs März wiederholte Österreich das Begehren, worauf in der That vier Geschütze und 2000 Kugeln ausgehändigt wurden. Ebenso musste den Österreichern das vorhandene Schanzzeug, sowie das Material für das Schlagen der Schiffbrücken bei Märkt und Rheinweiler überlassen werden. Im Laufe des Februar wurden die Vorarbeiten zur Beschiessung durch General von Zoller, der in Burgfelden sein Quartier aufschlug, gemacht; am 8. März erhielt der Rat die Anzeige von der Eröffnung des Bombardements. Die Franzosen in Hüningen unter General Chancel warfen nun eine Anzahl Kugeln auch gegen Klein-Hüningen und gegen die St. Johannvorstadt, ohne dass jedoch bedeutender Schaden angerichtet worden wäre. Immerhin erfolgte eine Reklamation bei Zoller, der dann wieder Chancel bedeutete, er handle gegen das Völkerrecht, da die Stadt Basel nicht im Kriege begriffen sei. Es war dies eine etwas kühne Behauptung des deutschen Generals, nachdem auf Basler Gebiet bei Klein-Hüningen ausgedehnte Schanzen aufgeworfen worden waren. Eine unmittelbare Beschwerde der Basler Regierung an Chancel wurde von Zoller nicht weiter spedierte, weshalb die Basler Regierung sich veranlasst sah, Dr. Albrecht Rengger, der eben ins Hauptquartier reiste, ein diesbezügliches Memorial an General Wrede mitzugeben. Zoller mochte auf Basel nicht ganz gut zu sprechen sein, weil mehrfach vorgekommen war, dass von hier aus auf Schiffen Proviant des Nachts nach Hüningen geschafft worden war. Zwar wurde dieses Geschäft durch den Bürgermeister auf das strengste

verboten und die Mitglieder E. E. Zunft zu Schiffleuten einem Verhör unterzogen, wobei einige Schuldige, besonders Bernhard Matzinger, Andreas Digelmann und ein gewisser «Barigli» (wohnhaft bei Zoller Maring auf dem Riehenthor), genannt, verhaftet und besprochen wurden. Alle leugneten dann jede Schuld, so dass ein weiteres Vorgehen unmöglich wurde und man sich mit der Vorschrift begnügte, sämtliche Waidlinge des Nachts mit Vorlegeschlössern am Ufer festzumachen. Auch drohte Zoller, auf alle Basler schiessen zu lassen, welche sich den Schanzen Hüningens nähern würden. Einen recht beunruhigenden Eindruck machte es jedenfalls auf die Basler Bevölkerung, als General von Taxis den Behörden melden liess, wegen Hüningens müssten vielleicht energische Massregeln getroffen werden: deshalb habe er im Alarmfall den beiden Bataillonen Erbach und Froon den Münsterplatz, den hiesigen Soldaten den Petersplatz als Sammelplatz bestimmt; auch müssten alle Vorkehrungen zum Löschen in Bereitschaft gehalten werden. Ebenso ertönten vielfache Klagen seitens der Güterbesitzer vor dem St. Johannthor, dass ihnen alles Holzwerk, wie Häge, Gatter, Thore und Fenster, von den dort bivouakierenden Baiern geraubt werde, worauf nach erfolgter Vorstellung Basels Zoller antwortete, er werde hiesiges Eigentum nur dann schützen, wenn ihm täglich ein Klafter Brennholz geliefert werde. Weitere Begehren um Lieferung von Pulver und Blei, von Baraken, hundert Stück Ochsenhäuten, u. a. m., konnten von der Basler Regierung abgelehnt werden; immerhin blieb die Situation der Stadt wegen Hüningens fatal genug, weshalb man nicht nur die eidgenössischen Mitstände von unsrer bedrängten Lage zu unterrichten und um getreues Aufsehen zu ersuchen, sondern auch eine besondere Basler Gesandtschaft, bestehend aus Statthalter Dagobert Gysendörfer und Oberstlieutenant Rud. Burckhardt, ins Hauptquartier der Alliierten zu schicken beschloss. Diese erhielt den Auftrag, wegen der Einquartierungslasten, der Fuhr-

requisitionen, der Militärspitäler, der Fouragelieferungen und nicht zum mindesten wegen Hüningens vorstellig zu werden.

Die beiden Gesandten begaben sich zunächst nach Chaumont, woher sie aber Ende März berichten mussten, dass sie keine Audienz erhalten und deshalb nichts ausgerichtet hätten. Bald darauf, am 14. April 1814, kapitulierte General Chancel, so dass die Frage wegen einer Schleifung Hüningens wieder mehr Bedeutung gewann. Gysendörfer meldet denn auch in zwei Briefen vom 23. und 26. April, dass ihm mehrere Audienzen in Dijon ermöglicht worden seien, so bei La Harpe, Nesselrode, Schwarzenberg, Kankrin und Prohaska, dass man ihm aber angeraten habe, er solle sich wegen der Schleifung Hüningens an die Monarchen in Paris wenden. Deshalb schlagen denn auch die Basler Gesandten ihren Weg nach der Hauptstadt Frankreichs ein. Dasselbst wurden sie wesentlich unterstützt durch Hauptmann Benedikt Vischer und erhielten auch wegen mehrerer Beschwerden gute Worte und vage Vertröstungen. Allein von der Schleifung der Festung Hüningen wollte niemand etwas wissen, so dass sie schliesslich unverrichteter Dinge heimkehrten und Hüningen noch ein ganzes Jahr lang unsere Vaterstadt bedrohen konnte. Für das Einzelne sei auf die ausführliche Darstellung bei Tschamber verwiesen.

Die Lage Basels.

Während bisher fast ausschliesslich von den Alliierten und ihrem Thun und Lassen die Rede gewesen ist, sollen nun noch zum Schlusse einige Bemerkungen beigelegt werden, welche sich speziell auf Basel beziehen und die Folgen des grossen Durchmarsches behandeln.

Einmal sehen wir, dass in finanzieller Hinsicht die Stadt und das Land grosse Einbussen erlitten, welche lange nicht vollständig durch die Mächte ersetzt worden sind.

Schon den 12. Januar erklärte der Vorsteher der «löblichen Haushaltung», Dreierherr Stähelin, im kleinen Rate,

dass der ungeheuren Bedürfnisse wegen die Kräfte der Staatskassaverwaltung erschöpft seien. Weder die projektierte Kriegsteuer, noch die Gewerbe- und Handelsabgabe könnten bei diesen traurigen Verhältnissen eingezogen werden: deshalb sei nur durch ein Staatsanleihen von 4 — 500,000 Franken zu helfen. Die Einwohner der Stadt würden gewiss gerne ihr vorräthiges Geld dem Staate zu $3\frac{1}{2}$ oder 4 % vorstrecken. Für das Kapital sollen als Pfand dienen alle Staats- und Korporationsgüter, sowie das solidare Vermögen sämtlicher Gemeinde- und Aktivbürger zu Stadt und Land; für die Zinsen haften die Regalien von Post und Salz. Der kleine Rat nahm diese Vorschläge an und beschloss, Staatsobligationen von 400 — 4000 Franken zu 4 % auszugeben, wobei über die Art der Rückzahlung noch nichts Bestimmtes festgestellt werden konnte. Wie der Kanton, so wurden auch die einzelnen Gemeinden gezwungen, fremdes Geld aufzunehmen oder ausserordentliche Steuern zu erheben. Das Protokoll des kleinen Rates enthält eine ganze Reihe von Bewilligungen dieser Art, wobei es sich nach heutigen Begriffen nur um kleine Summen handelt, deren Gesamtheit aber doch eine nicht unbeträchtliche Verschuldung der Landschaft ausmacht. Einige Beispiele mögen genügen: Muttenz entlehnt 300, Münchenstein 100 Louisd'or; Pratteln muss wegen der Kriegslasten 4000, Augst 3240, Lupsingen 1000, Giebenach 3000 Franken aufnehmen; in ähnlicher Weise gelangten Riehen, Arisdorf, Buus u. a. m. an die Regierung. Im Bezirk Waldenburg wird eine Katastersteuer von 1—4 ‰ erhoben, ebenso in Ormalingen und Rickenbach, wo 3 ‰ bezahlt werden müssen. Nun war allerdings von Anfang an durch die Mächte eine pünktliche Rückerstattung aller Auslagen versprochen worden; allein die Rechnungen, welche Basel aufstellte, waren sehr verschieden von den Summen, welche dann schliesslich bezahlt worden sind. Grosse Genugthuung erregte es in unserer Stadt, dass schon im Februar 1814 eine österreichische Abschlagszahlung von 65,400 fl. in Basel anlangte. Die Gesamtliqui-

dation hingegen zog sich sehr in die Länge, was auch damit zusammenhieng, dass mehrfach in Naturalien bezahlt wurde, welche, obschon teilweise verdorben, von den Österreichern zu sehr hohem Preis angeschlagen wurden. So erklärte sich Österreich im Jahre 1815 bereit, den eidgenössischen Ständen für ihre Forderungen wegen der beiden Durchmärsche 180,000 fl. in Vorräten abzuführen, die in Basel liquidiert werden sollten. Von dieser Summe wurden 126,333 fl. 20 kr. für die Jahre 1813 und 1814 verrechnet. Als eidgenössischer Liquidationskommissär wurde Oberstlieutenant Ott aus Zürich ernannt, während für den Kanton Basel Johann Georg Vonder-Mühl-Burckhardt mit diesem Geschäfte betraut wurde. Die Auslagen Basels Österreich gegenüber betrugen nach hierseitiger Berechnung für 1813 und 1814 398,630 fl. 58 kr., an deren Bezahlung ausser den schon erwähnten 65,400 fl. noch weitere 28,908. 50 — diese jedoch mit einem starken Abzug an Spesen — aus dem Erlös der Naturalien beigetragen wurde. Der Rest, sowie die Ansprüche an Russland, Baiern und Preussen wurden später in den Jahren 1816 bis 1819 liquidiert, wobei jedoch wiederum sehr empfindliche Abstreichungen an den Basler Rechnungen vorgenommen wurden, was freilich nicht wundern kann, wenn man erfährt, dass eine beträchtliche Quote derselben jeglicher Quittung von Seite des Empfängers ermangelte. Über diese Abrechnungen ist noch ein sehr umfangreiches Aktenmaterial vorhanden, dessen Ausbeutung sich weniger für diesen Zweck als etwa für eine besondere Behandlung eignen würde. So viel nur darf mit Sicherheit festgestellt werden, dass bei der ganzen Angelegenheit Basel finanziell ein sehr schlechtes Geschäft gemacht hat. Rechnen wir dazu die Verluste an Menschenleben, die Krankheiten, Sachbeschädigungen, die ewige Unruhe und die ständige Bedrohung, so leuchtet ein, dass mit einigen Ausnahmen, wie bei Pest und Erdbeben oder bei der Bedrohung durch die Armagnaken, unsere Stadt wohl kaum je eine ernstere und trübere Zeit durchgemacht

hat. Um so grösser muss der Dank sein gegen diejenigen Männer, welche damals den Mut nicht haben sinken lassen; auf der andern Seite begreift man aber auch die Abneigung gegen diejenigen, welche die Hauptschuld an dieser Vergewaltigung unsrer Neutralität und dieser fast unerträglichen Belastung unserer Stadt tragen.
